

Die philosophischen Grundlagen  
der  
**Anthroposophie**

*Betrachtungen zu Rudolf Steiners "Philosophie der Freiheit"*

Wolfgang Peter 2000

## Inhaltsübersicht

Die philosophischen Grundlagen der Anthroposophie.....	1
Inhaltsübersicht.....	2
Einleitung .....	3
Der Weg vom mythologischen Welterleben zur philosophischen Selbsterkenntnis.....	3
Die Welt als Illusion .....	5
Mythen, Sagen und Märchen.....	7
Die Traumzeit.....	7
Schöpfungsmythen .....	8
Von der antiken Naturphilosophie zur modernen Technikwissenschaft .....	10
Die orientalische Moralphilosophie der Achsenzeit .....	10
Die griechische Naturphilosophie .....	13
Heraklit aus Ephesos.....	20
Der „Logos“ - das Weltenwort.....	21
Der „Nous“ des Anaxagoras.....	22
Platons Ideenschau .....	24
Aristoteles - Stoff und Form.....	29
Die Scholastik und der Universalienstreit.....	29
Das Ich als Zentrum des Philosophierens.....	29
Computerphilosophie: Wittgenstein.....	29
Goethes Weltanschauung.....	30
Anschauende Urteilskraft als Grundlage der Naturforschung.....	30
Philosophie der Freiheit.....	31
Seelische Beobachtungsergebnisse nach naturwissenschaftlicher Methode .....	31
Die Beobachtung des Denkens und die Idee der Freiheit .....	31
Anthroposophie .....	33
Literatur .....	35

## Einleitung

### **Der Weg vom mythologischen Welterleben zur philosophischen Selbsterkenntnis**

Unter Philosophie verstehen wir gemeinhin den Versuch, auf *rein gedanklichem* Weg zu den tieferen Urgründen des Daseins vorzudringen. Zumindest hat man ursprünglich die Kunst des Philosophierens so aufgefaßt; heute hat man längst die Hoffnung aufgegeben, zu den tieferen Schichten des Daseins vordringen zu können und beschränkt sich weitgehend darauf, die formalen Strukturen des philosophischen Denkens zu durchleuchten. Wir werden dazu im Laufe unserer Untersuchungen einiges zu sagen haben. Vorerst soll uns nur interessieren, daß wir es bei allem Philosophieren mit einer *gedanklichen* Auseinandersetzung mit der Welt zu tun haben. Wir stützen uns auf das *Denken* im weitesten Sinne, wann immer wir philosophieren. Philosophie in diesem Sinne hat es keineswegs immer schon gegeben und sie ist auch keinesfalls der einzige Weg, auf dem die Menschheit den Sinn des Daseins zu ergründen sucht. Religion und Kunst etwa suchen auf ganz andere Weise Antworten auf die großen Rätselfragen des Lebens zu geben. Philosophie im eigentlichen Sinn beginnt erst mit der heraufdämmernden griechischen Klassik eine immer bedeutsamere Rolle in der Menschheitsgeschichte zu spielen und man hat nicht zu Unrecht *Thales von Milet* immer wieder als den ersten Philosophen bezeichnet. Die Weisheit, welche die Menschen früher beseelte und in der Tiefe ihres Herzens befriedigte, entstammte ganz anderen Quellen, die wir in den präantiken Mysterienschulen zu suchen haben. Vieles von dem, was in diesen Mysterienschulen lebte, war nur wenigen Eingeweihten zugänglich. Noch in der griechischen Zeit wurde Mysterienverrat, zu dem sich ein rechter Eingeweihter ohnehin niemals hätte hinreißen lassen, streng mit dem Tode bestraft. Einzelnes nur wurde der Allgemeinheit durch Mythen und Legenden gleichnishaft in Bildern und ohne gedankliche Interpretation zugänglich gemacht. Die Schöpfungsmythen der verschiedensten Völker legen davon ein deutliches Zeugnis ab und selbst noch das Neue Testament als eigentliche Grundlage der christlich-abendländischen Kultur, das ja erst entstanden ist, als die griechische Philosophie schon ihre erste Blütezeit hinter sich hatte, spricht noch eine ganz ähnliche Sprache. Die Evangelien wurden tatsächlich auch immer mehr mißverstanden, je mehr sich der abstrakte Verstand an sie heranwagte. Was an Weisheit aus den Mysterien geschöpft wurde, hatte überhaupt niemals den Charakter eines einseitigen abstrakten Erkenntnisstrebens, sondern Wissenschaft, Kunst und Religion waren hier noch unmittelbar und untrennbar miteinander verbunden.

Es ist ein beliebtes Vorurteil unserer Zeit, zu glauben, daß die Menschen im Prinzip immer schon ähnlich gedacht hätten wie der heutige moderne Mensch. Zwar hätte die Menschheit im Laufe der Jahrtausende eine immer größere Erfahrungsfülle gewonnen und wäre über manche Irrtümer hinweggekommen, aber die Erkenntnismethode, das mehr oder weniger rationale Denken, sei dabei wesentlich unverändert geblieben. Weit verbreitet ist die irri- ge Ansicht, die Goethe seinen Wagner im Faustdrama aussprechen läßt:

**WAGNER.** Verzeiht! es ist ein groß Ergetzen,  
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen;  
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,  
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit  
gebracht.<sup>1</sup>

Oder wie es Richard Dawkins, der bekannte Evolutionsbiologe, ausgedrückt hat:

You could give Aristotle a tutorial. And you could thrill him to the core of his being. Aristotle was an encyclopedic polymath, an all time intellect. Yet not only can you know more than him about the world. You also can have a deeper understanding of how everything works. Such is the privilege of living after Newton, Darwin, Einstein, Planck, Watson, Crick and their colleagues. I'm not saying you're more intelligent than Aristotle, or wiser. For all I know, Aristotle's the cleverest person who ever lived. That's not the point. The point is only that science is cumulative, and we live later.<sup>2</sup>

Für das moderne naturwissenschaftliche Denken innerhalb der alltäglichen Forschungsroutine mag das innerhalb sehr enger Grenzen stimmen. Schon ein neuer kreativer Forschungsansatz allerdings läßt sich nicht logisch aus dem bisher aufgehäuften Wissen ableiten, und für das Erkenntnisstreben im allgemeinen, das ja viel weiter reichen muß als bloße Naturwissenschaft, ist das ganz und gar nicht der Fall. Schon das logische Denken selbst, wie wir es heute kennen, nahm überhaupt erst von *Aristoteles* seinen Ausgang und spielte vorher in der Menschheitsgeschichte keine wirkliche Rolle. Das heißt keineswegs, daß die Menschen früher dumm waren, aber ihre Weisheit, die in manchen Bereichen durchaus unserer vielgerühmten Gescheitheit weit überlegen und im praktischen Dasein oft viel treffsicherer war, entstammte eben ganz anderen Quellen als dem abstrakten Intellekt. Praktisch im unmittelbaren Tun, nach dem Muster des guten Handwerks, das die Griechen später *techné* nannten, hat sich das Denken zuerst entfaltet. Die beeindruckende Megalithkultur, deren Reste wir heute noch an vielen Orten bewundern können, ja selbst noch die gewaltigen ägyptischen Pyramiden sind weitgehend auf diese Art entstanden; viel später erst entwickelte sich das abgezogene spekulative und häufig so völlig unpraktische Denken, auf das wir heute so stolz sind. Jean Paul hat einmal gesagt, daß wir in den ersten drei Kindheitsjahren unendlich viel mehr erlernen als in den drei akademischen Jahren. Vielleicht ist es ja in der Menschheitsgeschichte auch so, daß die Menschheit sich einst eine ungeheure lebenspraktische Weisheit mit instinktiver Sicherheit angeeignet hat, gegenüber der unser modernes Denken nur ein müder Abklatsch ist. Daß sich beispielsweise einstmals in der Menschheit die Fähigkeit des Zählens entwickelt hat, ist vielleicht ein viel gewaltigerer Schritt gewesen, als die moderne Differentialrechnung zu begreifen. Es wird jedenfalls Zeit, daß wir den Entwicklungsgedanken, der für das äußere natürliche Dasein längst als selbstverständlich gilt, auch für das seelische Erleben des Menschen gelten lassen. Welche Fähigkeiten die höheren sind, die früheren oder die jetzigen, braucht uns vorerst nicht weiter zu interessieren, wichtig ist, daß sie sich im Zuge der Zeit bedeutsam verändert haben. Nicht nur entwickelt die menschliche Seele neue Fähigkeiten, wenn wir vom Kind zum Erwachsenen heranreifen, auch im historischen Werden haben sich die seelischen Eigenschaften der Menschen grundlegend verändert, und es ist überhaupt nicht einzu- sehen, warum dieser Prozeß nicht weitergehen sollte.

So wie das philosophische Denken nicht immer in der Menschheitsgeschichte bestanden hat, so wird es auch künftig an Bedeutung verlieren. Tatsächlich stellt der moderne Intellekt, der sich im technischen und wirtschaftlichen Denken so grandios bewährt hat, nur mehr ein Rudiment dessen dar, was einstmals die Philosophie in den Menschen bewegen konnte. Der große Gewinn der bisherigen Entwicklung ist, daß das Ichbewußtsein der Menschen immer heller geworden ist und gerade im abstrakten Denken einen vorläufigen Höhepunkt erreicht hat. Wenn wir Gedanken bilden, so sind wir uns heute stets bewußt, daß *wir* es sind, die sich die Gedanken bilden. Wir stehen hier so sehr in unserer ureigensten Tätigkeit, daß Descartes sogar ausrufen konnte: „Ich denke, also bin ich.“ Aber wie ist es, wenn wir nicht denken? Sind wir dann nicht? Im tiefen Schlaf etwa sind wir uns keines Denkens bewußt - hören wir dann auf zu existieren? Und was geschieht im Moment des Todes? Erlischt dann unsere Individualität vollkommen, oder ist das Ich geistiger Natur und gehört der Ewigkeit an? Das rationale Denken kann darauf keine begründeten Antworten geben. Tatsächlich vermag der bloße Intellekt nicht zu begreifen, was das Ich *wirklich* ist, er hat es bloß mit einem *irrealen Spiegel-*

*bild des wahren Ich* zu tun. Das ist gerade das Paradoxon des modernen Denkens, daß es zwar unser Ichbewußtsein hochgradig gesteigert hat, uns aber zugleich die wirkliche Natur unserer Individualität verhüllt. Zu wahren Selbsterkenntnis können wir so nicht kommen.

### Die Welt als Illusion

Wie sieht es nun mit der Welterkenntnis aus? Hat uns das Denken, das sich in den Dienst der Naturwissenschaft gestellt hat, nicht in einem Maß an die äußere Realität herangeführt, von dem vergangene Generationen nicht einmal träumen durften? Hat uns nicht erst der nüchterne rationale Verstand die Außenwelt im rechten Licht gezeigt und über ihr objektives Dasein aufgeklärt? Begreifen wir nicht jetzt erst, was die Welt in Wirklichkeit ist? So verbreitet diese Meinung auch sein mag, philosophisch begründen läßt sie sich nicht! Schon alleine dadurch, daß der Mensch sich immer mehr bewußt wurde, daß er es ist, der die Gedanken produziert, mußte es immer fraglicher werden, wie durch diese selbstgemachten Gedanken überhaupt noch ein Zusammenhang zu der Welt draußen zu finden ist. Er begann sich immer mehr in seine selbstgeknüpften Netze zu verspinnen. Das „Ding an sich“ wird uns ewig unerkennbar bleiben, meinte Immanuel Kant, und daß wir überhaupt nichts von der Wirklichkeit, sondern nur von *unseren* Vorstellungen wissen können, wurde durch Schopenhauer und andere geradezu zum philosophischen Dogma des 19. Jahrhunderts erhoben:

»Die Welt ist meine Vorstellung:« - dies ist die Wahrheit, welche in Beziehung auf jedes lebende und erkennende Wesen gilt; wiewohl der Mensch allein sie in das reflektirte abstrakte Bewußtseyn bringen kann: und thut er dies wirklich; so ist die philosophische Besonnenheit bei ihm eingetreten. Es wird ihm dann deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde; sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt; daß die Welt, welche ihn umgiebt, nur als Vorstellung da ist, d.h. durchweg nur in Beziehung auf ein Anderes, das Vorstellende, welches er selbst ist.<sup>3</sup>

Und so reicht die gegenwärtige Naturwissenschaft nicht an die wirkliche Natur heran. Sie spinnt sich ganz und gar in ihre abstrakten Konzepte und Modellvorstellungen ein. Ja man läßt sich sogar nur sehr eingeschränkt auf eine unbefangene vorurteilslose sinnliche Betrachtung der Welt ein, wie es etwa Albert Einstein in seiner Festrede zum 60. Geburtstag eingestanden hat. Das Weltbild des modernen Menschen hat sich weit von der Wirklichkeit entfernt:

Der Mensch sucht in ihm irgendwie adäquater Weise ein vereinfachtes und übersichtliches Bild der Welt zu gestalten und so die Welt des Erlebens zu überwinden, indem er sie bis zu einem gewissen Grade durch dieses Bild zu ersetzen strebt.<sup>4</sup>

Tatsache ist, daß unser Zeitalter, das sich so pragmatisch und realistisch dünkt, so sehr in Illusionen befangen ist, wie noch keine Epoche zuvor! Den wenigsten ist das genügend bewußt. Johann Gottlieb Fichte hat es immerhin sehr deutlich ausgesprochen, und wer unsere Zeit und ihre Erkenntnismethode recht versteht, müßte sich eigentlich ihm anschließen:

Es giebt überall kein Dauerndes, weder ausser mir, noch in mir, sondern nur einen unaufhörlichen Wechsel. Ich weiss überall von keinem Seyn, und auch nicht von meinem eigenen. Es ist kein Seyn. - Ich selbst weiss überhaupt nicht, und bin nicht. Bilder sind: sie sind das Einzige, was da ist, und sie wissen von sich, nach Weise der Bilder: - Bilder, die vorüberschweben, ohne dass etwas sey, dem sie vorüberschweben; die durch Bilder von den Bildern zusammenhängen, Bilder, ohne etwas in ihnen Abgebildetes, ohne Bedeutung und Zweck. Ich selbst bin eins dieser Bilder; ja, ich bin selbst dies nicht, sondern nur ein verworrenes Bild von den Bildern. - Alle Realität verwandelt sich in einen wunderbaren Traum, ohne ein Leben, von welchem geträumt wird, und ohne einen Geist, dem da träumt; in einen Traum, der in einem Traume von sich selbst zusammenhängt. Das Anschauen ist der Traum; das Denken, - die Quelle alles Seyns und aller Realität, die ich mir einbilde, meines Seyns, meiner Kraft, meiner Zwecke, - ist der Traum von jenem Traume.<sup>5</sup>

Und das hat, allem präntendierten nüchternen Pragmatismus zum Trotz, entscheidende, oft katastrophale Konsequenzen für das äußere Leben. Am wenigsten störend ist das noch für die technische Entwicklung, denn hier wird unser falsches Denken, immer wieder sehr bald durch die äußeren Tatsachen korrigiert. Eine falsch geplante Maschine funktioniert einfach nicht, und wir müssen unsere Gedanken solange modifizieren, bis sie einigermaßen einwandfrei läuft. Wenn es sich allerdings dabei um Erfindungen wie die Kernkraft handelt, die auf Jahrtausende das Naturleben stören kann, wird die Sache schon sehr viel problematischer. Ganz schlimm wird es aber auf sozialem Gebiet. Hier können wir einfach nicht nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum vorgehen; soziale Experimente sind zutiefst unmenschlich. Andererseits sind die traditionellen Sozialimpulse in unserer heute so stark veränderten Welt längst nicht mehr tragfähig. Neue Ideen müssen gefunden werden - aber es fehlt ganz entschieden an einem entsprechenden Ideenvermögen, und so zieht eine beständig anwachsende soziale Krise herauf, durch die das gesamte soziale Leben im Egoismus ersticken kann. Und der „sacre egoismo“ ist jetzt schon die eigentliche Religion unserer Zeit!

Wenn also Schopenhauer, und mit ihm viele Philosophen der neueren Zeit, meinte, daß der Mensch notwendig in seiner bloßen Vorstellungswelt befangen bleiben müsse, so hat er für das gegenwärtige philosophische und naturwissenschaftliche Erkenntnisstreben völlig recht. - und das gereicht der Welt nicht gerade zu ihrem Heil. Den meisten Menschen ist gar nicht so klar, wo wir es rein mit wahrgenommenen Tatsachen zu tun haben, und wo bereits die gedankliche Interpretation beginnt. Insbesondere ist heute gerade die gesamte Naturbeobachtung ausgesprochen theorielastig geworden. Wissenschaftstheoretiker sind der Meinung, daß eine unvoreingenommene, nicht durch Theorien belastete Naturforschung gar nicht möglich ist. Die Welt ist unsere subjektiv gefärbte Vorstellung, diesem Fundamentalsatz der neueren Philosophie scheint man nicht entfliehen zu können - solange man bei der gegenwärtigen Erkenntnismethode stehenbleibt. Aber nirgends steht geschrieben, daß der Mensch nicht zu *anderen Erkenntnisformen* aufsteigen könne! Er hat einstmals aus ganz anderen geistigen Quellen geschöpft und er wird künftig zu noch viel höheren Erkenntnisformen aufsteigen können - das darf man wenigstens annehmen, wenn man den heute so oft zitierten Entwicklungsgedanken ernst nimmt und ihn nicht nur im darwinistischen Sinn für die biologische körperliche Natur des Menschen gelten läßt, sondern auch seinem geistigen Streben zugestehet! Anthroposophie sucht einen solchen neuen Erkenntnisweg zu beschreiten, und in seiner „Philosophie der Freiheit“ hat Rudolf Steiner sehr konkret und ohne Rückgriff auf irgendwelche dubiosen Mystizismen die ersten Schritte gezeigt, wie sich das gegenwärtige abstrakte philosophisch-wissenschaftliche Denken so verwandeln, beleben und steigern läßt, daß es wieder näher an die Wirklichkeit heranrückt. Er hat sich dabei auch ganz besonders mit dem fundamentalen Problem beschäftigt, wie Denken und Wahrnehmen zueinander stehen müssen, um den rechten Blick auf diese Wirklichkeit zu gestatten.

## Mythen, Sagen und Märchen

### Die Traumzeit

Nicht zufällig nennen die Aborigines die Zeit der Schöpfung auch *Traumzeit*:

"Die *Traumzeit* (auch: "Schöpfungszeit") stellt eine wichtige Rolle in der Mythologie der australischen Ureinwohner dar. Sie ist die Schöpfung, die vor vielen Millionen Jahren den Anfang der Zeit bestimmte. Mit Träumerei ist der Begriff *Traumzeit* nicht zu verwechseln, schon die englische Bezeichnung "Dream-time" war nicht richtig sprechend. In den Sprachen der Aborigines wird sie "Altjeringa", "Tjurkurrpa" oder "Palaneri" genannt.

Vielmehr soll mit Traumzeit die Zeit der Entstehung aller Dinge gekennzeichnet werden. Die Aborigines gedenken in vielen Riten an diese Zeit, in der das Leben begann, die "Dinge" aus dem inneren der Erde oder aus dem Himmel an die Oberfläche kamen. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere, Gebirge und Flüsse, eben alles vorhandene Sein."<sup>6</sup>

Die »Archetypen« von C. G. Jung:

„Die Hypothese eines kollektiven Unbewußten gehört zu jenen Begriffen, die zuerst das Publikum befremden, dann aber bald als geläufige Vorstellungen in dessen Besitz und Gebrauch übergehen, wie dies mit dem Begriff des Unbewußten überhaupt geschehen ist. Nachdem die philosophische Idee des Unbewußten, wie sie sich hauptsächlich bei G. G. Carus und Ed. v. Hartmann findet, unter der überbordenden Woge des Materialismus und Empirismus ohne erhebliche Spuren zu hinterlassen untergegangen war, tauchte sie innerhalb der naturwissenschaftlich orientierten, medizinischen Psychologie wieder allmählich auf. Zunächst beschränkte sich der Begriff des Unbewußten darauf, den Zustand verdrängter oder vergessener Inhalte zu bezeichnen. Bei Freud ist das Unbewußte, obschon es — wenigstens metaphorisch — bereits als handelndes Subjekt auftritt, im wesentlichen nichts als der Sammelort eben dieser vergessenen und verdrängten Inhalte und hat nur vermöge dieser eine praktische Bedeutung. Dementsprechend ist es nach dieser Ansicht ausschließlich persönlicher Natur, obschon andererseits schon Freud die archaisch-mythologische Denkweise des Unbewußten gesehen hat.

Eine gewissermaßen oberflächliche Schicht des Unbewußten ist zweifellos persönlich. Wir nennen sie das *persönliche Unbewußte*. Dieses ruht aber auf einer tieferen Schicht, welche nicht mehr persönlicher Erfahrung und Erwerbung entstammt, sondern angeboren ist. Diese tiefere Schicht ist das sogenannte *kollektive Unbewußte*. Ich habe den Ausdruck »kollektiv« gewählt, weil dieses Unbewußte nicht individueller, sondern *allgemeiner* Natur ist, d. h. es hat im Gegensatz zur persönlichen Psyche Inhalte und Verhaltensweisen, welche überall und in allen Individuen cum grano salis dieselben sind. Es ist, mit anderen Worten, in allen Menschen sich selbst identisch und bildet damit eine in jedermann vorhandene, allgemeine seelische Grundlage überpersönlicher Natur.

Seelische Existenz wird nur erkannt am Vorhandensein *bewußtseinsfähiger Inhalte*. Wir können darum nur insofern von einem Unbewußten sprechen, als wir Inhalte desselben nachzuweisen vermögen. Die Inhalte des persönlichen Unbewußten sind in der Hauptsache die sogenannten *gefühlbetonten Komplexe*, welche die persönliche Intimität des seelischen Lebens ausmachen. Die Inhalte des kollektiven Unbewußten dagegen sind die sogenannten *Archetypen*.

Der Ausdruck »Archetypus« findet sich schon bei Philo Judaeus (De Opif. mundi § 69) ... »Archetypus« ist eine erklärende Umschreibung des platonischen *eidōs*. Für unsere Zwecke ist diese Bezeichnung treffend und hilfreich, denn sie besagt, daß es sich bei den kollektiv-unbewußten Inhalten um altertümliche oder — besser noch — um urtümliche Typen, d. h. seit alters vorhandene allgemeine Bilder handelt. Ohne Schwierigkeit ließe sich der Ausdruck »representations collectives«, welchen Levy-Bruhl zur Bezeichnung der symbolischen Figuren der primitiven Weltanschauung gebraucht, auch auf die unbewußten Inhalte anwenden, denn es betrifft beinahe dieselbe Sache. Primitive *Stammeslehren* nämlich handeln von Archetypen in spezieller Abwandlung. Allerdings sind sie hier nicht mehr Inhalte des Unbewußten, sondern haben sich bereits in bewußte Formeln verwandelt, welche traditionsmäßig gelehrt werden,

meistens in Form der *Geheimlehre*, welche überhaupt ein typischer Ausdruck der Übermittlung kollektiver, ursprünglich dem Unbewußten entstammender Inhalte ist.

Ein anderer, wohlbekannter Ausdruck der Archetypen ist der *Mythus* und das *Märchen*. Aber auch hier handelt es sich um spezifisch geprägte Formen, welche durch lange Zeiträume übermittelt wurden. Der Begriff »Archetypus« paßt daher nur mittelbar auf die *representations collectives*, indem er nämlich nur jene psychischen Inhalte bezeichnet, welche noch keiner bewußten Bearbeitung unterworfen waren, mithin also *eine noch unmittelbare seelische Gegebenheit* darstellen. Als solche differiert der Archetypus nicht unerheblich von der historisch gewordenen oder herausgearbeiteten Formel. Namentlich auf höheren Stufen der Geheimlehren erscheinen die Archetypen in einer Fassung, welche den urteilenden und bewertenden Einfluß der bewußten Bearbeitung in der Regel unmißverständlich aufweist. Ihre unmittelbare Erscheinung dagegen, wie sie uns in Träumen und Visionen entgegentritt, ist viel individueller, unverständlicher oder naiver als z. B. im Mythus. Der Archetypus stellt wesentlich einen unbewußten Inhalt dar, welcher durch seine Bewußtwerdung und das Wahrgerommensein verändert wird, und zwar im Sinne des jeweiligen individuellen Bewußtseins, in welchem er auftaucht<sup>1</sup>. Was mit »Archetypus« gemeint ist, ist durch dessen eben dargelegte Beziehung zu Mythus, Geheimlehre und Märchen wohl deutlich gesagt.<sup>7</sup>

### Schöpfungsmythen

Die wohl älteste und bekannteste Schöpfungsgeschichte Ägyptens stammt der aus der Stadt Heliopolis:

„Am Anfang war die Erde ein Chaos aus Urwasser, dem sogenannten "Nun". Der Gott Atum ließ aus dem Wasser einen Urhügel entstehen und ließ sich auf ihm nieder. Atum zeugte durch Selbstbefruchtung oder durch Vereinigung mit seinem Schatten den Gott der Lüfte Schu und die Feuchtigkeit Tefnut. Es wurde auch erzählt, dass Atum den Luftgott Schu durch Niesen und die Göttin Tefnut durch Ausspucken gezeugt hat. Auf jeden Fall zeugten Schu und Tefnut Nut und Geb, wobei Nut der Himmel und Geb die Erde war. Die wiederum zeugten Osiris, Seth, Isis und Nephthys. Osiris und Isis zeugten Horus, so dass eine neunköpfige Familie, die sogenannte Enneade oder Neunheit von Helioplios entstand.“<sup>8</sup>

Nicht viel anders stellt uns der mosaische Schöpfungsbericht den Ursprung der geschaffenen Welt dar. Auch hier bricht die Schöpfung aus einem anfänglichen chaotisch durcheinanderwirbelnden Urwasser hervor:

**1,1** Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde **1,2** Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.<sup>9</sup>

Ganz ähnlich klingt uns das Urwort der indischen Veden entgegen:

#### Rigveda 10,129<sup>10</sup>

Nicht Nichtsein war noch Seiendes war damals /  
nicht war das Luftreich noch der Himmel drüber  
Was regte sich und wo in wessen Obhut? /  
Was war das unergründlich tiefe Wasser?

Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals /  
nicht war ein Unterschied von Tag und Nacht  
Es atmete sich selbst das hauchlos Eine /  
es gab kein andres Wesen außer dem

Als Dunkelheit in Dunkelheit verborgen /  
war alles eine unkenntliche Flut  
Ein Nichts im Nichts versteckt das einzig Eine /  
gebar sich aus der konzentrierten Glut



Im Ursprung regte sich die Lust der Liebe /  
der Keim des Denkens: Erstes aller Wesen  
Das Band des Seienden im Nichtsein fanden /  
im Herzen suchend Dichter durch ihr Denken

Als quer hindurch sie ihre Meßschnur spannten /  
was war da unten und was kam von oben?  
Keimkräfte waren Geistesmächte waren /  
Selbstsetzung unten und Gewährung oben

Wer weiß es wahrlich wer mag hier verkünden /  
woher die Schöpfung kam wo sie geboren?  
Der Schöpfung nachgeboren sind die Götter /  
Wer weiß es dann woher sie ist geworden?

Woher die Schöpfung kam woraus geworden /  
der sie gesetzt hat oder nicht gesetzt  
Der ihr Bewußtsein ist im höchsten Himmel /  
kennt seinen Ursprung oder kennt ihn selbst nicht

## Von der antiken Naturphilosophie zur modernen Technikwissenschaft

### Die orientalische Moralphilosophie der Achsenzeit

Ab dem 6./7. Jahrhundert vor Chr. findet ein bemerkenswerter Aufbruch in der Menschheitsentwicklung statt, der seine Spuren vom fernen Osten bis hin in das mediterrane Europa hinterlassen hat und noch bis in das heutige intellektuelle Leben nachwirkt. Der Philosoph Karl Jaspers bezeichnete diese Epoche sehr zutreffend als „Achsenzeit“. Eine Achse spannte sich tatsächlich durch die damalige Kulturwelt, um die sich in immer größer werdenden Kreisen das philosophische Denken zu entrollen begann. In China hält Lao-Tse, ein namentlich nicht weiter bekannter „alter Meister“, das sagenumwobene, von Meister zu Meister mündlich überlieferte Wissen vom Tao, vom in der Welt wirkenden Weltgesetz, in seinem Tao-te-king in neuer, gedanklich geprägter, wenngleich noch dunkler und schwer entzifferbarer Form fest:

Das Wesen, das begriffen werden kann,  
Ist nicht das Wesen des Unbegreiflichen.  
Der Name, der gesagt werden kann,  
Ist nicht der Name des Namenlosen.  
Unnambar ist das All-Eine, ist Innen.  
Nambar ist das All-Viele, ist Außen.  
Begierdenlos ruhen, heißt innen erdringen.  
Begierdevoll handeln, heißt Außen verharren.  
All-Eines und All-Vieles sind gleichen Ursprungs,  
Ungleich in der Erscheinung.  
Ihr Gleiches ist das Wunder,  
Das Wunder der Wunder,  
Alles Wunder-Vollen Tor.<sup>11</sup>

Weisheitslehrer wie Kung-fu-tse oder Mo-ti treten auf, die eine Art Moralphilosophie entwickeln. Kung-fu-tse setzt dabei vor allem auf strenge Pflichterfüllung in einem hierarchisch geordneten Staatssystem, während das zentrale Anliegen Mo-tis auf allgemeine Menschenliebe gerichtet ist:

„Alle Menschen unter dem Himmel lieben sich gegenseitig.“

und weiter

„Die Starken überwältigen nicht die Schwachen, die Vielen überfallen nicht die Wenigen; wer reich ist, verhöhnt nicht die Armen...  
Man betrachtet den Staat anderer wie den eigenen, die Familien der anderen wie die eigene, man betrachte die anderen Menschen wie sich selbst.“<sup>12</sup>

Das ist besonders bemerkenswert, da die Menschheit bis dahin noch kaum ein Bewußtsein für eine solche allgemeine Menschenliebe entwickelt hatte. Liebe hatte bis dahin einen mehr instinktiven, streng auf die Blutsbande gegründeten Charakter. Man liebte die, welche dem gleichen Blut entstammten; wer fremdem Blut entstammte, der war einem fremd und gleichgültig, man fürchtete oder haßte ihn sogar oft. Sippenhaftung und Blutrache bestimmten oft die Beziehung der Großfamilien zueinander. Es war geradezu ein göttliches Gebot, die Feinde des eigenen Volkes zu vernichten. Noch der biblische König Saul wird vom Herrn verworfen, weil er dessen gnadenloses Gebot, die feindlichen Amalekiter restlos zu vernichten, nicht vollständig befolgt. Im 1. Buch Samuel heißt es:

**15,2** So spricht der HERR Zebaoth: Ich habe bedacht, was Amalek Israel angetan und wie es ihm den Weg verlegt hat, als Israel aus Ägypten zog. **15,3** So zieh nun hin und schlag Amalek und vollstrecke den Bann an ihm und an allem, was es hat; verschone sie nicht, sondern töte Mann und Frau, Kinder und Säuglinge, Rinder und Schafe, Kamele und Esel.<sup>13</sup>

Es gab noch kaum eine individuelle Beziehung von Mensch zu Mensch, man fühlte sich als Glied einer Blutsgemeinschaft, mit der man auf Gedeih und Verderb verbunden war. Als im 6. Jahrhundert v. Chr. Buddha seine Lehre von Liebe und Mitleid unter die Menschen brachte, die ohne Ansehung von Stand und Herkunft die Menschen untereinander verbinden sollte, war das ein völliger Bruch mit der Tradition und geradezu eine Revolution in dem durch ein strenges Kastensystem bestimmten Indien. Die Anschauung, daß sich der Mensch durch seine Taten selbst sein Schicksal, sein Karma, bereitet, war zwar schon lange Bestandteil der indischen Tradition und wird auch von Buddha bestätigt:

**"Eigner der Werke, Brahmane, sind die Wesen, Erben der Werke, Kinder der Werke, Geschöpfe der Werke, Knechte der Werke: das Werk scheidet die Wesen ab, nach Verkommenheit und Vorzüglichkeit."**<sup>14</sup>

Aber daß die Liebe zu allen Wesen den Weg zur Erlösung aus dem endlosen scheinenden Rad der Wiedergeburten weist, das man in der fernöstlichen Welt als unendlich drückende Last empfand, oder zumindest in einem neuen Leben ein günstiges Schicksal bereitet, das war die ganz neue Ansicht, die durch den Buddha in die Welt gebracht wurde:

**"Da hat wieder, Brahmane, irgendein Weib oder ein Mann das Töten verworfen, vom Töten hält er sich fern: ohne Stock, ohne Schwert, fühlsam, voll Teilnahme, hegt er zu allen lebenden Wesen Liebe und Mitleid. Da läßt ihn solches Wirken, also vollzogen, also vollbracht, bei der Auflösung des Körpers, nach dem Tode, auf gute Fährte geraten, in himmlische Welt; oder wenn er nicht dahin gelangt und Menschentum erreicht, wird er, wo er da neugeboren wird, langlebig sein. Das ist der Übergang, Brahmane, der zu langem Leben führt, daß man da das Töten verworfen hat, vom Töten sich fernhält, ohne Stock, ohne Schwert, fühlsam, voll Teilnahme zu allen lebenden Wesen Liebe und Mitleid hegt."**<sup>15</sup>

So neu war diese Anschauung, daß er in Indien selbst damit nicht nachhaltig durchdringen konnte. Tatsächlich konnte der Buddhismus in Indien, in dem das Kastensystem noch heute nachwirkt, nie richtig Fuß fassen. Bis zu dem Zeitpunkt als die „Achsenzeit“ heraufzudämmern begann, hatte man die ganze soziale Ordnung als dem unmittelbaren Ratschluß der Götter entsprungen empfunden. Nun kündigte sich ein neues Weltzeitalter an, in dem nach und nach der einzelne Mensch selbstständig zu einer moralischen Entscheidung finden sollte.

Der große persische Religionsstifter Zarathustra sah den Menschen mitten hineingestellt in den Kampf des lichten Sonnengottes Ormuzd (Ahura Mazda) mit den Dämonen der unterirdischen Finsternis (Ahriman); am einzelnen Menschen sollte es nun liegen, auf welche Seite er sich schlug.

**„Höret mit euren Ohren das Rechte, betrachtet mit klarem Denken die beiden Wahlmöglichkeiten, die zur Entscheidung stehen!“**<sup>16</sup>

Die *Freiheit des menschlichen Willens*, der nun nicht mehr als zwingend an das göttliche Wollen geknüpft empfunden wird, und *die Möglichkeit, aus klarem Denken selbst moralisch zu entscheiden*, stehen hier im Vordergrund. Der Philosoph Eberhard Orthbandt charakterisiert Zarathustra so:

„Er vermied behutsam den Gottesbegriff und sprach nur von «Ahura Mazda», dem «Weisen Herrn». Auch blieb er von mythischen Vorstellungen keineswegs frei. Trotzdem könnte man ihn zutreffender als *Religionsdenker* bezeichnen denn als *Religionsstifter*. Seine Hauptthesen zielen nicht so sehr auf Glaubensgebote als auf die prinzipielle Unterscheidung zwischen «richtigem Denken» und «falschem Denken». Dabei wird das Richtige gleichgesetzt mit dem Guten und Wahren, das Falsche mit dem Bösen und der Lüge.“<sup>17</sup>

Zarathustras Lehre hatte nachhaltigen Einfluß auf das Alte und Neue Testament und ganz besonders auch auf die griechische Philosophie. Und hier in Griechenland selbst geschieht nun etwas ganz Ungeheures: die Stimme des Gewissens wird geboren. Das hatte es bis dahin noch nicht gegeben. Man kann geradezu auf den Punkt genau angeben, wann und wo erstmals in der gesamten Menschheitsgeschichte von dieser Stimme des Gewissens gesprochen wurde: in der „Orestie“ des Euripides. Orest, der Sohn des großen griechischen Heerführers Agamemnon, hat, um seinen ermordeten Vater zu rächen, die eigene Mutter eigenhändig getötet. Er hatte diese Tat als oberste, gottbefohlene Sohnespflicht ansehen müssen - trotzdem wird er nun von drückenden Seelenqualen ergriffen. Danach gefragt, was ihn quäle, läßt Euripides Orest antworten:

„Das Bewußtsein darum, daß ich von mir selbst aus weiß, etwas Schreckliches getan zu haben.“<sup>18</sup>

Von Dämonen gequält, von den schrecklichen Rachegeistern, den Erinnyen, verfolgt fühlten sich die Menschen bis dahin, wenn sie das Blut eines anderen vergossen hatten. So schildert es uns auch noch Aischylos am Schluß seiner Tragödie „*Die Grabesspenderinnen*“:

**Orest:**

Mag einst ein anderer sehen, wo das Ziel – ich weiß es nicht;  
wie fliegende Rosse aus der rasenden Wagen Bahn  
stürz ich hinaus; fort reißt mich zügellos der Geist.  
Voll Entsetzen will mein Herz sein Lied beginnen, seinen  
grauenvollen Tanz zum schrillen Schrei der Wut! –  
Solang mir klar noch das Bewußtsein bleibt, hört, Freunde,  
hört mich an:

Die eigne Mutter schlug ich tot mit Recht, wie Apollos  
Sonnengeist es mir befahl durch der Pythia Seherspruch,  
daß, wenn ich's täte, frei von Schuld ich sollte sein,  
doch wenn ich's ließe – meine Strafe nenn ich nicht!

**Chor:**

Du tatest recht, drum schließ zu bösem Wort  
den Mund nicht auf und künde keine bösen Zeichen!  
Du gabst die Freiheit unsrer Stadt zurück,  
da du die böse Drachensaat zu Boden schlugst!

*(Im Hintergrund erscheinen die Erinnyen)*

**Orest:**

Ach! Edle Frauen, seht sie dort, Gorgonen gleich,  
die faltig schwarzverhüllt, das Haar von Schlangen dicht  
durchwoben aus düsterm Grunde drohn.

**Chor:**

Ein Wahnbild ist's, ein Wahnbild nur!

**Orest:**

Kein Wahn, der mich entsetzt!  
Nein, meiner Mutter wutempörte Hunde sind's,  
die rächend sich erheben!

**Chor:**

Frisches Blut, an deinen Händen noch,  
verwirrt dir jetzt den klaren Geist!

**Orest:**

O Fürst Apollon! Wuchernd mehrt sich ihre Schar!  
Ihr seht sie freilich nicht, wohl aber ich;  
von Schuld gequält öffnet sich mir der Blick!  
Es jagt mich fort und nichts mehr hält mich hier!  
(ab.)

Das ist nicht nur eine phantasievolle poetische Darstellung, sondern zugleich ein sehr genaue Schilderung dessen, wie die Menschen einst überhaupt empfunden haben. Sehr bezeichnend sind die zuletzt gesprochenen Worte des Orest: „Von Schuld gequält öffnet sich mir der Blick“. Nicht mit sinnlichen Augen sieht Orest die rächenden Erinnyen; in seiner starken emotionalen Erregung leuchtet ein letzter Rest alten Hellsehens auf, das in früheren Zeiten für die Menschen noch ganz selbstverständlich war und auf traumbildartige Weise seelische und geistige Wirklichkeiten vor das Bewußtsein zauberte. Jetzt, in der Zeit des Euripides, beginnt ein unmittelbares inneres, gedankenartiges und zugleich noch stark emotional empfundenes *Wissen* um den moralischen Wert des eigenen Tuns. Das alte Hellsehen erstirbt und macht mehr und mehr dem bildlosen Gedanken Platz. Die Menschheit beginnt aus einer Traumwelt, in der aber Träume noch auf Wirklichkeiten wiesen, zu erwachen zu einem nüchternen, aber gedankenklaren Wachbewußtsein. Und in diesem Wachbewußtsein, das zugleich mit einem verstärkten Selbstbewußtsein verbunden ist, kann nun der Mensch beginnen, eigenständig seine Taten zu beurteilen, frei von überlieferten Traditionen und frei von göttlichen Eingebungen. Was den Menschen nach biblischer Ansicht als Folge des Sündenfalls prophezeit wurde, beginnt sich nun allmählich zu erfüllen. Wir haben vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen gegessen. Und das ist zugleich eine der Wurzeln, aus denen die Philosophie, zunächst als auf das Gewissen, das Wissen und Denken gegründete *Moralphilosophie*, entspringt:

**3,4** Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet keineswegs des Todes sterben, **3,5** sondern Gott weiß: an dem Tage, da ihr davon esset, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.<sup>19</sup>

### Die griechische Naturphilosophie

Eine andere Wurzel der Philosophie finden wir, wenn wir den Blick von uns selbst und unserem moralischen Wert ablenken und die äußere Welt, die Natur betrachten. Das haben erstmals die antiken griechischen *Naturphilosophen* getan. Ihr Einfluß ist bis in die moderne Naturwissenschaft hinein spürbar. Der Kulturwissenschaftler Hartmut Böhme bemerkt ganz richtig:

„Zu den stupenden Erscheinungen der Naturwissenschaften heute gehört es, daß sie — wie durch Fieberanfalle — an ihren verschiedenen Fronten immer wieder von der Antike heimgesucht werden. Vermutlich überrascht dies weniger Philosophen als die Naturwissenschaftler selbst, die seit Galilei sich im Bewußtsein ihrer Überlegenheit von antiken naturphilosophischen Traditionen abgekehrt haben. Unterdessen gehört es fast zum Rhythmus wissenschaftlicher Reformen, daß diese im Namen des Alten erfolgen. Infolge der überbordenden Destruktionspotentiale moderner Technik wird die regeneratio der Wissenschaft allzu oft als conservatio der noch eben faßbaren Reste verlorener Traditionen gesucht.“<sup>20</sup>

Noch haben wir es bei den antiken Naturphilosophen nicht mit einer objektiven Naturwissenschaft im modernen Sinn zu tun. Das menschliche Gemüt fühlte sich noch nicht so abge sondert von der Natur draußen, daß es sich einer toten gegenständlichen Welt gegenübergestellt sah. Alles innere Erleben stand noch in vielfältigster Beziehung zum äußeren Geschehen. Heute findet man das oft noch bei solchen Naturvölkern, die noch wenig von den Segnungen des modernen Lebens berührt wurden. Und besser ist es, sich ihnen bei heiterem, freundlichen Wetter zu nahen, denn dann sind sie auch in ihrem Gemüt entsprechend sonnig

gestimmt, während ein Unwetter draußen auch in ihnen einen oft schwer bezwingbaren Groll erregt. Und Hand aufs Herz, hängt nicht unsere nicht selten schwankende Stimmungslage oft noch leise mit der veränderlichen Witterung zusammen? Ein kalter verregneter Sommer vermag schon manchem auf das Gemüt zu drücken. Im alten Griechenland hat man das jedenfalls sehr stark empfunden, ganz besonders in jener Zeit, ehe noch die ersten Philosophen auftraten. Ganz seelenhaft kam einem damals noch die ganze Welt vor, die strenge Trennung zwischen einer bloß materiellen Außenwelt und einem rein seelischem Innenerleben war noch nicht vollzogen. Die ganze Natur fühlte man durchseelt und durchgeistig, beherrscht von den mannigfaltigsten Götterwesen. Zeus, der große Donnerer und Blitzeschleuderer, wirkte im lebendigen Erleben der alten Griechen draußen in den tobenden Ungewittern gleichermaßen wie in dem unbändigen Zorn, der das menschliche Gemüt ergreifen konnte. Heute lächelt man gerne über solche Ansichten, hält sie für hübsche Phantastereien einer noch kindlichen Menschheit. Damals wären die Menschen eben noch primitive Animisten gewesen, die ihr inneres seelisches Erleben in die Außenwelt projiziert und so die ganze Natur mit irrealen, phantastischen, eingebildeten Wesenheiten bevölkert hätten. Unvoreingenommen betrachtet, wenn man sich mitfühlend in das Gemüt jener Menschen versetzt, muß einem geradezu das Gegenteil als wahr erscheinen. In alten Zeiten fühlten die Menschen Seelisches viel weniger in sich selbst denn draußen in der Welt. Ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein hatten sie noch nicht, sie wußten sich als noch wenig gesondertes Glied eines unendlich scheinenden seelischen Wogens, das den ganzen Kosmos durchzog. Der Einzelne begriff sich noch kaum als Individuum; was ein Individuum sei, lernte man zuallererst an den spezifischen geistigen Kräften erkennen, die in der ganzen Natur walteten, und die man als individuelle und wohlunterschiedene göttliche Wesenheiten fassen lernte. Erst nach und nach zog sich das seelische Erleben immer mehr in den einzelnen Menschen zurück; die Götterwelt verblaßte allmählich und das Bewußtsein für das eigene Ich wurde immer mächtiger. Die griechische Antike bildete hier insofern eine wichtige Übergangsstufe, als man hier das völlige Gleichgewicht zwischen dem Seelischen innen und dem Seelischen draußen im Kosmos empfand. Und zugleich spürte man dieses Seelische innen wie außen viel kraftvoller als der heutige Mensch. Wir haben uns zwar mittlerweile ein sehr ausgeprägtes Selbstbewußtsein errungen, aber unser seelisches Erleben ist dabei zugleich ganz schattenhaft und kraftlos, geradezu unreal geworden. Den Menschen der Antike war das seelische Leben zugleich real wirkende Naturkraft und gleicher Natur wie das Leben, das sich in jedem einzelnen menschlichen Körper entfaltete. Ähnlich hat selbst noch Goethe in jüngeren Jahren empfunden, wie aus seinem Aufsatz „Die Natur“ deutlich wird:

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen - unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen...

Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann. Die Menschen sind all in ihr und sie in allen...

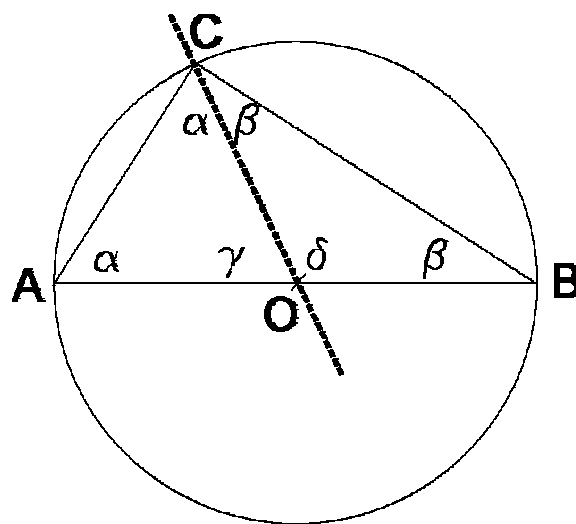
Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben...

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen durch die sie fühlt und spricht. Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos...

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.<sup>421</sup>

In noch gesteigertem Maße mögen so die ersten griechischen Naturphilosophen die Welt erlebt haben. Sie vermochten die *Lebensvorgänge* in ihrem eigenen Leib *seelisch* noch viel intensiver mitzerleben als der moderne Mensch, und dieses Erleben erleichterte es ihnen, sich seelisch in gleichartige Vorgänge in der Außenwelt einzuleben. Der Kreislauf des lebendigen Wassers in der Natur beispielsweise war ihnen eng verwandt mit den lebendig fließenden Säften im menschlichen Körper - so empfand es jedenfalls noch Thales von Milet, der als erster der antiken Naturphilosophen genannt werden muß. Für ihn war der Urgrund alles Daseins, die *Arché*, im Wasser zu suchen. Alles so meinte er, wäre der lebendigen Feuchte entsprungen. Vielen wird Thales noch aus der Schulzeit gut bekannt sein als Erfinder des nach ihm benannten Thaleskreises, mit dessen Hilfe sich beliebige exakt rechtwinkelige Dreiecke konstruieren lassen. Noch bemerkenswerter als dieses spezielle Thales zugerechnete Ergebnis ist vielleicht, daß in der Schule des Thales erstmals der *allgemeine Begriff* des Winkels gefaßt wurde. Tatsächlich war Thales einer der ersten, der das Rechnen und das geometrische Konstruieren zu einer beweisenden Wissenschaft erhoben hat. Jetzt erst entstand die Mathematik als exakte Wissenschaft. Rechnen und Geometrie betreiben konnten die Menschen schon viel länger; die Ägypter etwa hatten es darin bereits zu einer hohen Kunstfertigkeit gebracht, aber noch war niemand auf die Idee gekommen, das, was man da tat, auch beweisen zu müssen, d.h. auf ein klar durchschaubares gedankliches Konzept zurückzuführen. Die Griechen waren es, die sich erstmals darum ganz besonders bemühten, und sie stützten sich dabei vorwiegend auf anschauliche geometrische Beweise. Beweisbar war ihnen im Grunde all das, was sich mit Zirkel und Lineal exakt konstruieren ließ. Es war kein abstraktes Denken, das sie beseelte, sondern eine lebendig durchdachte sinnliche Anschauung. Denken und Sinnen waren noch eins, und viele mathematische Beweise bestanden damals ganz einfach aus einer geometrischen Zeichnung mit der beigefügten schriftlichen Aufforderung: *siehe!*



Thaleskreis

Keine weitere Erläuterung wurde gegeben. Die Überzeugung von der unumstößlichen Wahrheit des Beweises muß in der unmittelbaren sinnenden Betrachtung erlebt werden. Das ist eine elementare Übung in anschauernder Urteilskraft, wie sie die Griechen in der Mathematik



verwendeten und wie sie viel später Goethe bei der Betrachtung der lebendigen Natur auf einem viel weiteren Gebiet geübt hat. In der Mathematik, wo alle infrage kommenden Faktoren leicht zu überschauen sind, namentlich wenn sich die Beweise auf geometrische Anschaulichkeit stützen, gelangte das exakte Denken zu einer ersten Blüte. Viel schwerer fiel es den Griechen schon, mit dem Unendlichkeitsbegriff umzugehen. Das Unendliche läßt sich nicht sinnlich veranschaulichen, das Denken muß sich von den Sinnen lösen und darf dennoch nichts von seiner Strenge verlieren. Das war den Griechen noch nicht gegeben - die vielen Paradoxien, die sich um den Unendlichkeitsbegriff rankten, legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Es blieb, von einigen fruchtbaren Ansätzen im Mittelalter abgesehen, letztlich der Neuzeit vorbehalten, hier völlige Klarheit zu schaffen, etwa als Newton und Leibniz mehr oder weniger unabhängig voneinander die Infinitesimalrechnung entwickelten. Und doch, auch Thales Beweis erschöpft sich nicht völlig in dem sinnlich Anschaubaren, denn dieser Beweis soll ja nicht nur für das eben gezeichnete rechtwinkelige Dreieck gelten, sondern für alle nur denkbaren rechtwinkelligen Dreiecke. Der *Allgemeinbegriff* des rechtwinkelligen Dreiecks umfaßt alle denkmöglichen rechtwinkelligen Dreiecke - und das sind unendlich viele, die sich natürlich niemals alle versinnlichen lassen. *Ein* einzelnes Dreieck läßt sich gegebenenfalls zeichnen, *das* Dreieck schlechthin kann sich den Sinnen niemals offenbaren. Das ist aber auch gar nicht nötig, denn das Denken vermag den Bogen von dem einen repräsentativen anschaulichen Beispiel zu dem nicht versinnlichbaren Allgemeinbegriff zu schlagen. Tatsächlich hat es das Denken *immer* mit Allgemeinbegriffen zu tun, für welche die sinnliche Erscheinung bloß ein einseitiger exemplarischer Repräsentant sein kann. Der Allgemeinbegriff „Rose“ umfaßt alle Rosen die jemals auf Erden gewachsen sind und noch wachsen werden, der Begriff „Maus“ bezeichnet *alle* einzelnen Mäuse. Der Allgemeinbegriff bezeichnet immer eine ganze *Art* und bleibt nicht bei einer einzelnen Erscheinung stehen. Wie es mit dem Begriff des Menschen, namentlich des einzelnen individuellen Menschen, aussieht, wird uns später noch beschäftigen müssen.

Keineswegs so durchsichtig wie seine mathematischen Beweise mag uns Thales Ansicht erscheinen, daß aller Dinge Urgrund das Wasser sei. Umsoweniger als andere griechische Naturphilosophen einen ganzen anderen Ursprung der Welt angegeben haben. Anaximenes etwa sah den Ursprung alles Seins in der bewegten Luft. Aetius berichtet uns:

„Anaximenes erklärte für den Urgrund der Dinge die Luft. Denn aus dieser entstände alles und in diese löse sich alles wieder auf. Sagt er doch. «Wie unsere Seele, die Luft ist, uns regiert, so umfaßt auch den ganzen Kosmos Hauch und Luft.»<sup>22</sup>

Jede noch so leise Gefühlsregung spiegelt sich, wie jeder leicht beobachten kann, im veränderlichen Atemrhythmus wider, wie auch jede Veränderung im Atem sofort auf das Gefühl zurückwirkt. Atemnot etwa erzeugt sofort ein deutliches Angstgefühl, eine euphorische Stimmung beflügelt den Atem. Das sanguinische Temperament des Anaximenes ließ ihn gerade dies ganz besonders deutlich wahrnehmen. Das Gefühl webt auf den Schwingen des lebendigen Atems, der so zum treffenden und oft gebrauchten Bild für die menschliche Seele wurde. So heißt es schon in der Bibel in der sog. „zweiten“ Schöpfungsgeschichte:

„Da machte Gott der HERR den Menschen aus Erde vom Acker und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.“<sup>23</sup>

Anaximander stützte seine Überlegungen auf das „Unbegrenzte“ (*Apeiron*), aus dem alleine er sich die unbegrenzt scheinende Vielzahl der materiellen Dinge erklären konnte. So betrachtet man die Welt, wenn man sein Augenmerk vorzüglich auf die feste gegenständliche Welt richtet, wo die unterschiedlichsten Dinge unvermittelt nebeneinander liegen und man

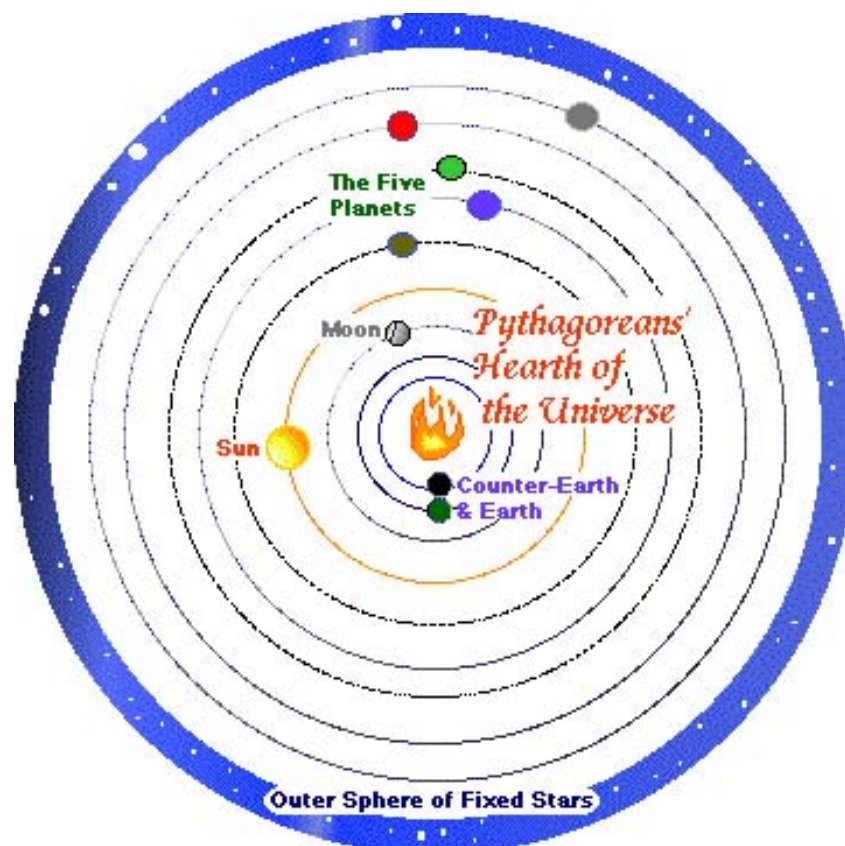


nicht mehr nachempfinden kann, wie sie in einem fließenden Werden ineinander übergehen können. Er sucht nach etwas, das der Welt Stabilität verleihen kann. Eine unvergängliche Materie muß hinter aller scheinbaren Veränderung stehen. Das Unendliche ist die ewige, unvergängliche und sich selbst stets gleichbleibende, ewig konstante Ursubstanz, aus der alles andere wird und in die alles vergeht. So hat Anaximander zwar keines der bekannten vier Elemente seinem Weltsystem zugrunde gelegt, aber weil er besonders stark das Erdelement empfand, also die Welt der vielen festen, scharf umgrenzten Gegenstände, findet sich bei ihm ein erster zarter Ansatz zu einer materialistischen Weltanschauung. Mehr als der etwas ältere Thales, dessen Schüler er gewesen sein soll, empfand Anaximander, daß sich ihm die äußere Welt als bloßes Objekt gegenüberstellt. Die ganze Erde wird ihm zum Gegenstand, den er von außen, d.h. objektiv betrachtet, und so kann es auch wenig verwundern, daß Anaximander die erste Erdkarte entworfen haben soll. Man ist sich heute kaum mehr bewußt, welche gewaltige intellektuelle Leistung dahinter steht, so objektiv und zugleich abstrahierend der Erdenwelt gegenüberzutreten, daß man eine schematische Karte entwerfen kann. Wie gewaltig muß man sich dazu aus der heimatlichen Umgebung herausreißen, in welche die Menschen sich früher wie instinktiv eingebettet fühlten, und welches Selbstvertrauen muß man dabei haben, sich so ganz auf sich selbst zu stellen, anstatt sich von der Umwelt tragen zu lassen! Was uns heute selbstverständlich erscheint, war einst ein unermeßlich großer Schritt für die ganze Menschheit - ein Schritt hin zur objektiven Naturbetrachtung, ein Schritt auch hin zum Materialismus, aber zugleich ein Schritt zu einem bedeutend gesteigerten Selbstbewußtsein. Wir könnten diesen Umbruch im ganzen menschlichen Seelenleben leicht nachvollziehen, wenn wir uns nur bewußt genug an unsere erste Volksschulzeit zurückerinnern könnten, denn etwa um das 9. Lebensjahr herum werden wir heute fähig, uns ähnlich objektiv der Welt gegenüberzustellen. Für das, was heute jedes Schulkind mehr oder weniger leicht bewältigt, hat durch Anaximander erstmals in der Menschheitsentwicklung Platz gegriffen! Das Weltbild, das Anaximander entwarf, mag uns heute recht naiv erscheinen, denn er stellte sich die Erde als Scheibe vor, die unbeweglich im Zentrum der Himmelskugel ruht. Doch genauso erleben wir die Welt, wenn wir sie unmittelbar sinnlich betrachten: wir stehen im Zentrum einer ausgedehnten Ebene, die ringsum kreisförmig vom Horizont begrenzt und vom schirmenden Himmelszelt überwölbt wird. Offenkundig war Anaximander einer der ersten, der die Welt so sinnlich betrachtet hat - und das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß man sie vorher überhaupt nicht sinnlich, oder zumindest nicht ausschließlich sinnlich betrachtet hat! Und daß uns Anaximanders Erdbeschreibung heute naiv anmutet bedeutet zugleich, daß wir uns heute in einem ganz anderen Sinn schon wieder nicht mehr mit der bloßen sinnlichen Anschauung zufrieden geben wollen! Entsprechend dem eingangs erwähnten Zitat von Albert Einstein suchen wir heute die unmittelbar sinnlich erlebte Welt zu überwinden und durch ein mehr oder weniger abstraktes Schema zu ersetzen. Wenn man sagt, die Erde sei eine Kugel, die im Weltraum schwebt, so kann man sich dabei, sofern man nicht zu den wenigen Astronauten zählt, welche die Erde umrunden haben, nicht auf die direkte Anschauung stützen. Es bedarf einer ganz abstrakten gedanklichen Erwägung, ein solches Weltbild zu entwerfen, das dem unmittelbaren Sinnesschein geradezu widerspricht. Und doch halten wir heute dieses erdachte Modell für wirklicher und der Wahrheit gemäßer als das, was uns die Augen vermitteln! Daß man sich dann diese rein gedanklich erfaßte Erdkugel auch nicht mehr als ruhend im Zentrum der Welt vorstellt, sondern sie sich mit ungeheurer Geschwindigkeit um die Sonne bewegt denkt, stellt einen weiteren gewaltigen Abstraktionsschritt dar, der uns noch weiter von unserem unmittelbaren sinnlichen Erleben entfernt. Pythagoras aus Samos und seine Schüler waren die ersten, die diesen Schritt gewagt haben und ein nicht geozentrisches Weltbild entworfen haben. Sie kamen dazu aber keineswegs aus naturwissenschaftlichen Überlegungen im heutigen Sinn, sondern aus vorwiegend *moralischen* Erwägungen. Die Erde und mit ihr die ganze Menschheit schienen ihnen zu wenig perfekt, um ihnen

eine solche zentrale Stellung in der Welt zuzubilligen. Nicht einmal die Sonne stand bei ihnen im Mittelpunkt. Nur durch viele Opfer und strenge Lebensführung könnte sich der Mensch allmählich dem Göttlichen nähern, dem Thron des Zeus, dem zentralen Herdfeuer der Welt. Manche Darstellungen legen nahe, daß dieses göttliche Zentrum des ganzen Universums den Pythagoräern zufolge dem unmittelbaren *sinnlichen* Anblick dadurch entzogen war, daß die Erde derart von einer unsichtbaren „Gegenerde“ („*Antichthon*“) begleitet werde, daß sie den Blick darauf verstelle. Alexander von Humboldt berichtet:

„Nach *Philolaus* befindet sich in der Mitte des Weltgebäudes ein großer Weltheerd: die Sonne ist ein Spiegel, welcher die Strahlen des Centralfeuers auf die Erde reflectirt. Die Eclipsen werden durch eine Gegenerde (*Antichthon*) bewirkt, welche man später mit Amerika verwechselt hat... Es ist nicht zu läugnen, daß dies System einen merkwürdigen Einfluß auf die Entwicklung der Folgezeit gehabt, und eingewirkt hat, auf zwei der größten Geister auf *Copernicus* und *Kepler*.“<sup>24</sup>

Andere Berichte wiederum legen nahe, daß die Gegenerde stets der Erde genau gegenüberstünde und deshalb gerade umgekehrt durch das unsichtbare Zentralfeuer verdeckt werde. Alle diese Auslegungen sind müßig, denn sie nehmen das Pythagoräische Weltbild viel zu äußerlich und deuten es nur in einem räumlichen Sinn. Es ist aber viel mehr aus einer qualitativen Anschauung entsprungen. Dem scheint zu widersprechen, daß Pythagoras und seine Schüler gerade die Zahlen als Urkräfte des Universums aufgefaßt haben und sich auch viel mit Geometrie beschäftigt haben - man denke nur an den allseits bekannten und bei Schülern berüchtigten „Pythagoräischen Lehrsatz“. Alles scheint also auf eine quantitative räumliche Betrachtung ausgerichtet zu sein. Aber darin geht man, wie übrigens schon Aristoteles, ganz fehl. Die Pythagoräer haben die Zahlen, die Rechenoperationen und auch die ganze Geometrie innerlich und qualitativ empfunden. Jede Zahl hatte für sie ihre eigene unverwechselbare, geradezu moralische und schöpferische Qualität. Die *Eins* ist stets ein *einendes* Prinzip, die *Zwei* erregt *Zweifel* und *Zwietracht*, die *Drei dreht* und *treibt* voran usw. Der auffallende und keineswegs zufällige lautmalersche Zusammenhang, der sich hier in der deutschen Sprache zeigt, läßt sich durchaus bis ins alte Griechisch verfolgen. Die Pythagoräer waren sich dieser Weisheit, die sich unter anderem in der Sprache widerspiegelt, sehr bewußt. Hier wurde nur eine alte Mysterienweisheit auf neue, wenngleich noch sehr dunkle Art, erstmals philosophisch ausgesprochen. Und so darf man auch das Pythagoräische Weltbild nicht als räumliches Bild mißverstehen, sondern muß vorallem seinen qualitativen ethischen Wert erfassen. Hier wirkt noch sehr stark jene Strömung nach, aus der die orientalische Moralphilosophie entsprungen ist. Man irrt sich, wollte man das Pythagoräische Schema bloß äußerlich naturphilosophisch oder gar naturwissenschaftlich ansehen.



Das Weltbild der Pythagoräer<sup>25</sup>

Bekanntlich war es erst Aristarch von Samos, der ein rein heliozentrisches Weltbild aus mehr oder weniger naturwissenschaftlichen Überlegungen aufstellte. Es sollte aber noch viele Jahrhunderte dauern, ehe Kopernikus diesem Weltbild zum Durchbruch verhelfen konnte. Erst als die Neuzeit begann, war die Menschheit offenkundig reif genug, sich die Welt so abstrakt vorstellen zu können.

Wenn die Pythagoräer in den wirkenden Zahlen den Ursprung der Welt suchten, sahen sie den Kosmos eigentlich geistiger an als die bisher erwähnten Naturphilosophen, die von den verschiedenen Urelementen ausgingen. Die Lehre von den vier Elementen war ein zentrales Prinzip der antiken Naturphilosophie, die man allerdings nur ungenügend versteht, wenn man diese Elemente einfach mit unserem modernen Begriff der verschiedenen Aggregatzustände parallelisiert. Waren die Elemente auch ungeistiger als die Zahlen, von denen die Pythagoräer ausgingen, so wurden sie doch unendlich geistiger aufgefaßt, als wir heute meinen. Das Erdelement umfaßt mehr als all das, was wir heute unter dem Allgemeinbegriff des Feststoffes zusammenfassen. Das Wasser ist mehr als die Summe aller flüssigen Stoffe, die Luft mehr als eine allgemeine Bezeichnung für alle Gase und das Feuer reicht weit über unseren modernen Wärmebegriff hinaus. Will man die antike Elementlehre besser verstehen, muß man sich bewußt machen, daß das nur der letzte Rest einer viel weitergehenden älteren Anschauung ist, wo man alle diese Elemente noch als äußeren Ausdruck von in der Welt wirkenden *Elementarwesen* angesehen hat, die als dienende Werkmeister den Schöpfungsplan der Götter verwirklichten. Die alte griechische Mythologie ist voll der Schilderung solcher Nymphen, Nereiden, Tritonen, Sylphen, Undinen und was dieser Wesen mehr sind, die von den Menschen in traumbildartiger Imagination unmittelbar erlebt wurden, als sie ihre Seele noch innig verwoben mit der umgebenden Natur fühlten. Viel länger als in Griechenland hielt sich

diese Anschauung noch bei den Germanen, bei denen sich das Verstandesdenken erst sehr viel später verbreitete. Die vielen Märchen, die sich hier bis in die neueste Zeit erhalten haben, legen davon ein vielsagendes Zeugnis ab, und sie sind viel mehr als bloße phantasievolle Dichtungen, wie man uns heute gerne glauben machen möchte. Wenn man hier von Gnomen, Zwergen oder Wurzelgeistern sprach, dann schilderte man etwas, was man hier noch lange Zeit ganz real seelisch in der Natur erleben konnte. Bei den Griechen verschwindet diese direkte Anschauung der Elementarwesen genau zu dem Zeitpunkt als die Naturphilosophie heraufkommt. Der erwachende Verstand vertreibt die imaginative Anschauung. Aber immerhin spürte man noch, daß das Wirken der Elemente in der Natur sehr eng mit ihrem Wirken im Menschenwesen zusammenhängt. Das Wasserelement, das draußen die Quellen, Bäche, Flüsse und Meere durchwirkt, lebt auch in allem, was als Flüssigkeit unseren Körper durchströmt. Und wer dazu veranlagt ist, die strömenden Säfte im eigenen Körper unterschwellig wahrzunehmen, der erweist sich zugleich als besonders geeignet, das Wasserelement in der Natur draußen zu erfassen. *Gleiches wird durch Gleiches erkannt* - das bildete einen Grundzug der griechischen Erkenntnislehre, wie es zuerst Empedokles formuliert hat. Wenn wir ein bestimmtes Element in unserem eigenen Wesen ganz besonders deutlich spüren, dann hat das auch einen prägenden Einfluß auf unsere grundlegende allgemeine Gemütsstimmung. Damit wird die Brücke zur griechischen *Temperamentslehre* geschlagen. Wer die Knochen und Gelenke, überhaupt alles Feste, also das Erdelement sehr stark in sich empfindet, der neigt zu einer *melancholischen* Grundstimmung - und er wird sich gedrängt fühlen, auch in der Natur alles auf das unendlich vielgestaltige Erdelement zurückzuführen. Wer mehr die Körpersäfte wohligh lebendig im Inneren strömen spürt, wird ein *phlegmatisches* Temperament zeigen und sich auch dem äußeren Wasserelement besonders verbunden fühlen und darin die Quelle alles Lebendigen sehen - genau das war bei Thales von Milet der Fall.

### Heraklit aus Ephesos

Heraklit wiederum, ein zutiefst aristokratisch gesinnter Geist, der die stumpfe und träge Masse verabscheute, war, wie sich aus seiner ganzen Lebensbeschreibung mehr als deutlich zeigt, ein ausgesprochener *Choleriker*, der seine ganze Philosophie aus diesem inneren Feuer schöpfte und ihn ganz selbstverständlich feststellen ließ:

„Kampf ist der Vater von allem.“<sup>26</sup>

Alles Geschehen entfaltet sich für ihn infolge eines Gegensatzes. Nichts Festes kann er akzeptieren, alles ist in ständiger Veränderung begriffen: „*panta rhei*“ - „Alles fließt“, dieser vielzitierte Ausspruch ist zwar vermutlich kaum authentisch, aber trotzdem charakterisiert er Heraklits Wesen sehr treffend. Diogenes Laertius schildert uns seine Anschauung so:

„Alles Geschehen erfolge in Form des Gegensatzes und alle Dinge seien in stetem Wandel begriffen ... und die Welt entstehe aus dem Feuer und löse sich wieder in Feuer auf, in bestimmten Perioden, in stetigem Wechsel in alle Ewigkeit. Das aber geschehe nach dem Verhängnis (Schicksal).“<sup>27</sup>

Wenn es für einen Menschen wie Heraklit überhaupt einen festen Punkt geben kann, auf den man sich stützen darf, so kann dieser Punkt nur im eigenen Selbst liegen. „*Einer ist mir so viel wert wie Zehntausend, wenn er der Beste ist.*“ „*Die Masse aber frißt sich voll wie das Vieh.*“<sup>28</sup> Das Selbstbewußtsein, das nun allmählich allgemein immer stärker wird, brennt in ihm schon sehr stark: „*Ich erforschte mich selbst.*“<sup>29</sup> Wie in mystisches Dunkel getaucht mögen einem manche Aussprüche Heraklits erscheinen, die dieser Selbsterkenntnis entspringen. Nicht umsonst hat man ihn auch gerne den „Dunklen“ genannt, und wie viele der ersten Naturphilosophen stand er noch den alten Mysterien sehr nahe und soll sogar seine Werke im Tempel zu Ephe-

so niedergelegt haben. Ein Wort des Heraklit muß in unserem Zusammenhang besonders interessieren, da es ein wichtiges Licht auf das Wesen der menschlichen Individualität wirft:

**"ÉTHOS ANTHRÓPÓ DAIMÓN"<sup>30</sup> („Dem Menschen ist seine Eigenart sein Dämon.“<sup>31</sup>)**

Kürzer gesagt: *„Des Menschen Eigenart ist sein Dämon“*. „Ethos“ bezeichnet die individuelle Eigenart des Menschen, des „Anthropos“, des „Aufgerichteten“ oder „Aufrechten“, seinen unverwechselbar einmaligen Charakter. „Daimon“ ist nicht das, was wir heute gerne als „Dämon“ mißverstehen; „Daimon“ leitet sich von der Wurzel „deus = Gott“ ab und bezeichnet ganz allgemein ein göttliches Wesen. Solch göttlicher Natur ist auch das eigentliche Wesen des Menschen, sein Ich - so faßt es jedenfalls Heraklit auf. Aber dieses Ich wird, ganz im Sinne des weiter oben gesagten, bei den Menschen der griechischen Antike noch nicht so recht innerlich empfunden. Es schwebt gleichsam noch wie eine Art höheres Wesen über dem Menschen. Ähnlich wird später noch Sokrates von seinem „Daimonion“ sprechen. Das Ich des Menschen wird hier als noch nicht vollkommen verkörpert empfunden, es ist noch teilweise außerhalb des körperlichen Menschenwesens und wirkt mehr in der unmittelbaren Umwelt des einzelnen Menschen als in ihm selbst. Und wie es da wirkt, wird sofort einsichtig, wenn wir betrachten, wie der eben genannte Spruch des Heraklit meist auch - und durchaus zutreffend - übersetzt wird:

**„Dem Menschen ist sein Wesen sein Schicksal.“<sup>32</sup>**

Knapper formuliert: *„Des Menschen Wesen ist sein Schicksal.“* Schicksal ist das, was uns meist überraschend und scheinbar ungewollt, ja oft ganz und gar unerwünscht von außen zustößt. Schicksal ist die vielzitierte Bananenschale, auf der wir ausrutschen, oder der Dachziegel, der uns auf den Kopf fällt. Schicksal ist es, wenn uns scheinbar völlig ungesucht fremde Menschen begegnen, vielleicht sogar während einer Reise in einen fernen Kontinent, mit denen uns später eine lebenslange intensive und prägende Beziehung verbindet. Schicksal ist es, wenn wir ein Flugzeug verpassen, das später abstürzt. Tagein und tagaus zieht es seine unsichtbaren Fäden. Das Schicksal scheint uns etwas ganz und gar unvorhersehbares zu sein - und doch formt gerade dieses oft so unbegreifliche und leidvolle Schicksal ganz entschieden unseren Charakter - vielmehr als all das, was wir uns sonst an Lebensplänen innerlich entwerfen oder was wir uns an Meinungen über uns selbst bilden. Wer mit offenem Blick sein vergangenes Leben zu überschauen vermag, dem wird das kaum entgehen. Mehr als in unserem Denken drückt sich unser ganz individuelles Wesen in unserem Schicksal aus. Wirkt unser wahres Ich auch heute noch mehr von außen als von innen, oder wirkt es zumindest sowohl von innen als von außen? Vielleicht müssen wir den uns heute selbstverständlich scheinenden Gedanken, daß unsere Individualität vollkommen in unserem Körper beschlossen lebt, relativieren?

### **Der „Logos“ - das Weltenwort**

**„Alles geschieht nach dem Verhängnis“<sup>33</sup>**, und was in allem Schicksal, nicht nur in dem des einzelnen Menschen, sondern ganzer Völker, ja der Welt insgesamt als ihr verborgenes Gesetz waltet, ist laut Heraklit der *„Logos“*, die *Weltvernunft*, oder authentischer übersetzt: das *Weltenwort*:

**„Herakleitos erklärt als Wesen des Verhängnisses die Weltvernunft (Logos), die das ganze All durchdringe. Das ist der ätherische Stoff, Ursame der Entstehung des Alls und des Kreislaufs der Dinge, dem ein bestimmtes Maß gesetzt ist.“<sup>34</sup>**

Dieser Logos ist ihm zugleich nur die andere, sich als webende und wesende Vernunft offenbarende Seite des in der Welt kraftvoll umgestaltend wirkenden Feuers. Es ist die wärmende göttliche Liebe gleichermaßen wie das verzehrende Feuer des Weltgerichts, des unerbittlichen göttlichen Zorns:

„...Er sagt aber auch, daß ein Gericht über die Welt und alle Dinge in ihr durch das Feuer stattfinden wird, wie folgende Worte zeigen: «Alle Dinge steuert der Blitz», d.h. er lenkt sie. Unter «Blitz» versteht er hier das ewige Feuer. Er sagt auch, dies Feuer sei *vernunftbegabt*, und es regiere alle Dinge.“<sup>35</sup>

Es ist dasselbe Weltenwort, von dem der Evangelist Johannes später sagen wird:

*Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.*<sup>36</sup>

Das Feuer des Geistes ist es, von dem Heraklit hier spricht. Das Wesen des Geistes ist es, beständig zu gestalten und umzugestalten. Von nichts anderem läßt sich der Geist ableiten als von sich selbst. Er hängt von niemand anderem ab als von sich selbst, oder wie es Anaxagoras später ausdrücken wird: „*Der Geist hat seine Macht allein aus sich selbst.*“<sup>37</sup> Der Ichbegriff, das individuelle, unteilbare Selbst, erscheint hier bis in kosmische Dimensionen gesteigert. Der Geist ist nichts Geschaffenes, sondern das, was sich selbst beständig neu erschafft. Ein Funke dieses ewig schaffenden feurigen Geistes lebt nach Heraklit auch in der Seele des Menschen. Der Mensch hat teil an diesem Logos, er ist sein eigentliches Wesen:

*„Der Seele ist der Logos eigen, der sich selbst vermehrt.“*<sup>38</sup>

In diesem Sinne ist der Mensch im wahren Sinn das, und nur das, was er selbst aus sich macht. Seine Bestimmung, die er sich selbst aufzuerlegen vermag, ist es, vom bloßen Geschöpf zum Schöpfer seiner selbst aufzusteigen. Klein ist allerdings noch der fast ohnmächtige Funke des Urfeuers, das in den Menschen glüht; er will erst noch zum mächtigen Feuer angefacht werden. Aber nach Freiheit, nach der freien Gestaltung seiner selbst muß der Mensch drängen, wenn er seinem Wesen gerecht werden will - das ist die in einem höherem Sinne „*aristokratische*“ Gesinnung Heraklits - oder mit den Worten des Evangeliums ausgedrückt:

*Steht nicht geschrieben in eurem Gesetz (Psalm 82,6): «Ich habe gesagt: Ihr seid Götter»?*<sup>39</sup>

### **Der „Nous“ des Anaxagoras**

In anderer Weise hat der in der geistigen Sphäre von Milet aufgewachsene Anaxagoras von der in allem wirkenden Weltvernunft gesprochen. Für Heraklit war der Logos vorallem feurig tätige *Weltenkraft*. Anaxagoras sieht in dem Weltgeist, den er „*Nous*“ nennt, zwar auch die Quelle aller Bewegung, aller Gestaltung und Umgestaltung in der Welt, aber doch ist seine ganze Philosophie mehr darauf gerichtet, diese wirkende Weltvernunft in ihrem Tun zu *betrachten* denn als unmittelbare Kraft zu verspüren. Anders gesagt, wendet sich seine Philosophie viel mehr dem kontemplativen Gedankenelement zu, während Heraklit noch ganz aus seinen mächtigen Willenskräften heraus wirkte. Das ist der Weg der Philosophie, daß sich das reine, aber zugleich kraftlose Denken immer mehr aus den zunächst körperlich bedingten Willenskräften herausringt und zum bloßen Beobachter des Daseins wird. Denken, Fühlen und Wollen sind die Grundkräfte der menschlichen Seele, und sie beginnen sich seit der altgriechischen Zeit immer stärker voneinander zu scheiden. Das Denken wird dabei immer klarer und präziser, verliert aber immer mehr jenes unmittelbare Wirklichkeitsgefühl, das dort



entsteht, wo der menschliche Wille mit der ihm widerstrebenden Außenwelt zusammenstößt. „Nous“ hängt sprachlich sehr deutlich mit unserem deutschen Wort „vernehmen“ zusammen. Vernunft waltet im Menschen dann, wenn er das wirkende Weltenwort in seinem Inneren „vernimmt“. Einstmals hatten die Menschen empfunden, daß die ganze göttliche Welt in ihnen wirkt. Sie fühlten sich selbst nur wie an winziges Glied an dem unendlichen Wesen der Götter. Einsam war nun der Mensch geworden, auf sich selbst gestellt, und er vernahm nur mehr ganz leise das Wort, das die Götter an ihn richteten. Der Mensch hatte ein anfängliches Selbstbewußtsein gewonnen, aber er hatte sich zugleich von der geistigen Wirklichkeit immer mehr entfernt. Nur mehr wenige Schritte, und der Mensch wird sich ganz auf sich selbst stellen, das Götterwort gar nicht mehr vernehmen und von der „Vernunft“ zum völlig eigenständigen „Verstand“ voranschreiten! Platons Philosophie stellt eine wichtige Zwischenstation auf diesem Weg dar, der vom begeisterten Weltenfeuer des Logos bis hin zur nüchternen abstrakten formalen Logik führt, die von Aristoteles ihren Ausgang genommen hat und heute beinahe ausschließlich das wissenschaftliche Denken bestimmt. Allmählich beginnt die ursprüngliche einheitliche Welt, in der Natur und Geist noch als ungeschieden empfunden wurden, zu zerfallen in eine entgötterte, letztlich geistlose, aber als geradezu drückend real empfundene materielle Außenwelt und in eine zwar durchgeistigte, aber zugleich blasse und beinahe unwirkliche Innenwelt:

„Anaxagoras setzte als Prinzipien des Weltganzen den Geist und die Materie, den Geist als das tätige, die Materie als das werdende Prinzip...“<sup>40</sup>

Anaxagoras führte auch die Verschiedenheit der Naturkörper auf verschiedenartige, unendlich viele *ewige* und unendlich kleine Urelemente zurück:

„Anaxagoras, der voreinst den Satz gefunden hat, daß nichts aus dem Nichts entsteht, hob die Entstehung auf und führte die Trennung (der Urstoffe) an Stelle der Entstehung ein. Er behauptete nämlich, alle Stoffe seien miteinander gemischt; sie trennten sich nur, wenn sie sich vermehrten. Denn in demselben (animalischen) Samen seien Haare, Nägel, Venen und Arterien, Sehnen und Knochen enthalten, freilich unsichtbar infolge der Kleinheit ihrer Teilchen; wenn sie aber wüchsen, sonderten sie sich allmählich voneinander. «Denn», so sagt er, «wie könnte aus Nichthaar Haar und aus Nichtfleisch Fleisch werden!»“<sup>41</sup>

Diese Urelemente nannte er *Homoiomerien* („Samen der Dinge“), die anfangs ein bunt gemischtes Chaos gebildet hätten, ehe sie vom „Nous“, dem „feinsten und reinsten aller Dinge“, in Bewegung gesetzt und geordnet worden wären. Sie sind die ewigen, unentstandenen und unzerstörbaren Elemente des natürlichen Daseins. Damit steht er Leukipps und Demokrits Atomlehre nicht mehr sehr fern:

„Leukippos und Demokrit, die die Urkörper, die die kleinsten von allen sind, Atome nannten, erklärten, daß die einen Stoffe infolge des Unterschiedes ihrer Atome an Gestalt, Lage und Anordnung warm und feurig würden, nämlich die, welche aus spitzeren, feinteiligeren und gleichgeschichteten Atomen beständen, dagegen kalt und wässerig diejenigen, bei denen das Gegenteil der Fall sei, und die einen hell und leuchtend, die andern trüb und dunkel.“<sup>42</sup>

Vom modernen Materialismus unterscheidet sich das nur mehr dadurch, daß Leukipp und Demokrit nicht nur von materiellen, sondern auch von Seelenatomen sprechen:

„Demokrit erklärt die Seele für eine Art Feuer und Warmes. Denn von den unzähligen «Formen» oder Atomen nennt er die kugelförmigen Feuer und Seele.“<sup>43</sup>

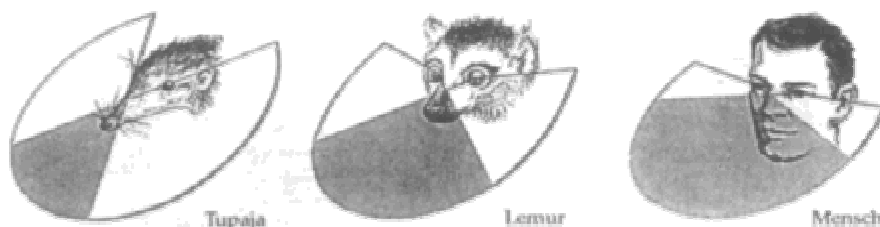
Zwischen Geist und Materie, die nun eine unüberwindlich Kluft zu trennen scheint, schiebt sich für Anaxagoras vermittelnd die Seele ein. Auch von einer solchen Scheidung von Seele und Geist hätte man früher nicht gesprochen. Auch Leukipp und Demokrit unterscheiden nicht zwischen Seele und Geist. „Anaxagoras dagegen scheint Seele und Geist zu unterscheiden“<sup>44</sup>, berichtet uns Aristoteles in seinen Ausführungen „Von der Seele“. Dem Geist wird später mehr die Erkenntnisfähigkeit zugesprochen werden, während die Seele zum unmittelbar bewegende Prinzip des Leibes wird. In dieser Dreigliederung der Welt in Materie, Seele und Geist, oder des Menschenwesens in Leib, Seele und Geist, spiegelt sich die schon angesprochene, immer deutlicher werdende Differenzierung des menschlichen Seelenlebens in Denken, Fühlen und Wollen wieder, ohne die sich das klare Selbstbewußtsein des Menschen nicht hätte entfalten können. Ursprünglich wirkte der Wille im Menschen mit instinktiver Sicherheit, er selbst war unmittelbar intelligent. Man kann heute noch sehr leicht beobachten, wie sich unser Tun oft viel geschickter gestaltet, wenn wir es nicht mit dem Verstand leiten. Wollten wir über jeden einzelnen Schritt, den wir auf einer Wanderung machen, erst gründlich nachdenken, ehe wir ihn ausführen, so kämen wir wahrscheinlich keinen Meter weit. Wir bewegen uns viel sicherer, wenn wir unsere Bewegungsabläufe nicht durch unser abstraktes Denken stören. Das Denken lähmt geradezu die Muskeln; wir spüren das oft an den typischen Verspannungen im ganzen Leib, wenn wir längere Zeit angestrengt nachgedacht haben - und der typische Intellektuelle ist nicht selten die reale Karikatur seiner selbst, wenn er sich durch seine tolpatschigen Bewegungen als rechter Elefant im Porzellanladen erweist. Die instinktive Geschicklichkeit des Willens ist heute nur noch bei Naturvölkern sehr stark ausgeprägt und war früher den Menschen in noch viel gesteigerterem Maß gegeben. Aber es war im Grunde nicht der bewußte Eigenwille des Menschen, der hier waltete, sondern die ganze Natur wirkte durch ihn auf instinktive Weise. Zum freien Willen konnte der Mensch erst gelangen, als er seine Entschlüsse zuerst in abgesonderten, völlig kraftlosen Gedanken zu fassen vermochte, die sich nicht selbsttätig sofort in die äußere Tat umsetzen. Viel stärker noch sind heute Denken, Fühlen und Wollen voneinander geschieden als in der Antike. Denken und Wollen standen einander damals schon sehr deutlich als diametral entgegengesetzte Pole des Seelenlebens gegenüber; Denken und Fühlen waren hingegen noch nicht so stark voneinander differenziert. Man versteht die alte griechische Philosophie nur dann, wenn man nacherleben kann, wie sie ihre Weisheiten aus einem *fühlenden Denken*, das zugleich ein *denkendes Fühlen* war, geschöpft hat. Selbst Aristoteles hat noch deutlich das Herz als das eigentliche Denkorgan empfunden. Aus einem warmen, noch dunklen, aber sehr treffsicheren Wahrheitsgefühl entspringt der klare Gedanke. Sehr treffend hat Rudolf Steiner die griechisch-römische Epoche als Zeit der *Verstandes-* und *Gemütsseele* bezeichnet. Verstand und Gemüt sind die Quellen der griechischen Weltanschauung. Unser moderner Intellekt ist demgegenüber sehr viel nüchterner geworden.

### **Platons Ideenschau**

Hörend verbinden wir uns tiefer mit der Welt als sehend. Der Schrei eines Tieres offenbart uns die Lust oder das Leid, die seine Seele ergreifen. Die Sprache, die uns von unseren Mitmenschen an das Ohr dring, kündigt uns darüber hinaus auch von den Gedanken, die sie bewegen. Selbst der helle Klang eines Silberglöckchens bringt uns noch etwas von seiner zarten inneren Struktur nahe. Sehend erleben wir demgegenüber immer nur den oberflächlichen Glanz der Dinge, der uns ihr innerstes Wesen mehr verbirgt denn enthüllt. Was wir hören, ergreift uns viel unmittelbarer als das, was wir sehen. Das Sehen bringt uns in eine viel größere Distanz zu den Dingen als das Hören. Noch instinktiver, noch unmittelbarer verbindet uns der Geruchssinn mit der Umwelt. Bei den höheren Tieren ist gerade dieser Sinn und der Gehörsinn besonders stark ausgebildet, während der Sehsinn viel weniger bedeutend ist.



Viele Tiere verfügen nicht einmal über ein deutliches Farbsehen, sie erleben die Welt nur in abgestuften Grautönen. Und kein einziges Tier steigt bis zu einem voll bewußten Erleben des Raumes auf. Bei vielen Tieren wird schon aus ihrer Anatomie deutlich, denn ein räumliches, binokulares Sehen ist nur dort möglich, wo die Sehfelder beider Augen einander übergreifen können<sup>45</sup>:



*Abb. 38: Verkleinerung des lateralen Gesichtsfeldes und Vergrößerung des binokularen Gesichtsfeldes in der Phylogenese der Primaten. 1) Spitzhörnchen (Tupaja), 2) Lemur und 3) Mensch. aus [76].*

Aber selbst die Raubtiere, bei denen ein solches binokulares Sehen anatomisch möglich erscheint, können *seelisch* nicht bis zum räumlichen *Bewußtsein* aufsteigen (das heißt *nicht*, daß sie sich nicht *unbewußt* gerade durch diese anatomischen Gegebenheiten mit instinktiver Sicherheit im Raum bewegen können; bei den Raubtieren ist gerade das der Fall). Sie ähneln darin dem neugeborenen Menschenkind, das zwar auch schon die physischen Voraussetzungen zum räumlichen Sehen hat, aber dieses erst mühsam im Laufe der ersten Lebensmonate erlernen muß, und lange, lange dauert es, daß sich der räumliche Bewußtseinshorizont des Kindes im mehr erweitert. Das Tier kann sich gerade deshalb niemals aus seiner instinktiven Beziehung zur Umwelt lösen, weil sich ihm seelisch die räumliche Distanz zu den Dingen niemals bewußt enthüllt. Darum kann es auch niemals ein Bewußtsein von sich selbst als eines eigenständigen Wesens erfahren. *Das Tier hat Bewußtsein, aber kein Selbstbewußtsein.*

Für den sozialen Kontakt zwischen den Menschen ist das Hören viel essentieller als das Sehen. Der Taube, wenn er auch über ein noch so klares Augenlicht verfügt, fühlt sich von seinem sozialen Umfeld immer sehr stark isoliert. Dem Blinden mangelt zwar durch sein fehlendes Sehvermögen ein unermeßlich reiches Erlebnisfeld, aber er steht dem Wesen seiner Mitmenschen hörend oft sehr viel näher als die meisten Sehenden. Nicht selten vermag er die leisen Untertöne zu hören, in denen sich die geheimsten Seelenregungen offenbaren, die dem Sehenden ewig verborgen bleiben. Jacques Lusseyran, der mit acht Jahren erblindete, war in der Nazizeit gerade ob dieser Fähigkeit ein wichtiges Mitglied der französischen Widerstandsbewegung. Waren neue Mitglieder aufzunehmen, so wußte er mit beinahe traumwandlerischer Sicherheit zu sagen, wie vertrauenswürdig diese neuen Anwärter waren. Nur ein einziges Mal horchte er nicht auf sein inneres Empfinden, und genau in diesem Moment konnte sich ein Verräter einschleichen, was schließlich auch zur Verhaftung Lusseyrans und vieler anderer Mitglieder der Résistance führte. Jacques Lusseyran hatte gelernt, seine Blindheit nicht als Mangel, sondern als neue Befähigung zu empfinden:

„Es gibt kein Gebrechen. Das habe ich durch mein Blindsein erfahren. Gott - oder sagen Sie, wenn Sie es vorziehen: die Natur oder das Leben - entzieht uns niemals etwas. Und wenn er uns etwas zu nehmen scheint, dann sind es immer nur Äußerlichkeiten und Gewohnheiten, deren er uns beraubt. Das müssen

wir wissen. Das einzige Gebrechen, das ich kenne, ist nicht die Blindheit, nicht die Taubheit und nicht die Lähmung - so hart sie sein mögen -, sondern die Ablehnung der Blindheit, Taubheit oder Lähmung.“<sup>46</sup>

Und ist es denn wahr, daß dem Blinden das Licht absolut mangelt? Wohl fehlt ihm das äußere Augenlicht, aber sehend sind wir nur dann, wenn die äußere sinnliche Farbenwelt durch unser inneres, *seelisches Licht* ergriffen wird. Tatsächlich sind auch Fälle sog. Seelischer Blindheit bekannt, wo Menschen trotz völlig gesunder Augen nicht sehen können, weil ihre innere Seelenkraft sich weigert, die äußere Welt zu ergreifen. Wenn der *physisch* Blinde auch das äußere Licht entbehren muß, das innere Licht kann sich dennoch entfalten und seine Seele mit einer reichen Lichtwelt erfüllen. So hat es jedenfalls Luseyran erlebt:

„Wenn die meisten Blinden nicht sagen, daß sie sehen, es nicht wissen, so kommt das daher, daß sie ihrer Blindheit keine Aufmerksamkeit schenken, das heißt, daß sie noch davon träumen, ihre physischen Augen zu besitzen, die sie verloren haben.“<sup>47</sup>

Es ist ein höheres, ein seelisches Licht, in dem sich Blinde und Sehende zu einem tieferen Anschauen der Welt verbinden können. So hat es Luseyran mit seinem Freund Jean, einem Maler, erlebt, als ihn dieser porträtierte:

„In diesem Augenblick wäre es unmöglich gewesen, mir einzureden, daß Jean, der Maler, mich sähe und ich, der Blinde, ihn nicht. Das wäre noch viel schwieriger gewesen als sonst. Denn das, was sich zwischen uns vollzog, gehörte vollkommen meinem Universum an. Ein Zweifel war nicht möglich: Jeans Bewegungen drangen, während er mein Porträt machte, alle in das Feld meiner Wahrnehmung ein. Er malte nicht ein Bild angesichts eines Menschen, der es niemals sehen würde: Wir hatten eine gemeinsame Sprache. Er sah, wie ich selbst sehe, und damit wäre das Porträt auf der Leinwand sogleich die Zeichnung einer Begegnung: der Begegnung eines inneren Bildes mit dem Kern, der besonderen Dichte der äußeren Wirklichkeit...“

Im Grunde statteten wir uns in aufmerksamer Ruhe einen gegenseitigen Besuch ab. Anstatt unsere beiden Welten in jenem eigenartigen Kampf, den man bald Liebe, bald Freundschaft nennt, gegenüberzustellen, hatten wir das Verlangen, sie zu überlagern. Oder vielmehr: wir waren auf der Suche nach einer dritten - der *wahren* - Welt, jener Welt, in der wir alle beide leben und uns sehen können. Diese dritte, andere Welt herzustellen war nicht unsere Aufgabe, das wußten wir wohl, wir mußten sie nur finden, da sie in uns präexistent war.“<sup>48</sup>

Ähnlich ist dieses Licht jenem, das wir in den nächtlichen Träumen erleben, und doch zugleich unendlich verschieden. Träume, wie wir sie heute zumeist erleben, bilden ein wirres Chaos mannigfaltig verwandelter und verzerrter, einmal blasserer, einmal deutlicherer Erinnerungsbilder. Jenes innere Licht, von dem Luseyran spricht ist nicht nur viel heller und klarer als die meisten Träume, es verweist ihn durch seine innere Traumdynamik zugleich ganz unmißverständlich auf eine transsubjektive Begegnung mit der Wirklichkeit, die er, wie er ja deutlich ausspricht, mit seinem Freund teilt. Phänomenologisch ist dieses Erleben zwar den Träumen verwandt, doch wird es nicht traumartig dumpf, sondern hellwach, ja vielleicht sogar wacher und eindrücklicher als das normale Tagesbewußtsein erlebt. Ähnlich werden sonst nur die sog. Lichtträume, die luciden Träume erlebt, bei denen man zwar träumt, aber sich doch zugleich vollkommen bewußt ist, daß man gerade träumt. Ein solches Erleben, wie es Luseyran schildert, ist nicht bloß subjektiv, sondern zugleich auch objektiv - und daher vielleicht sogar wirklichkeitsbezogener als das normale Tagesbewußtsein. Einen ähnlichen, vielleicht sogar noch stärkeren Wirklichkeitsbezug hatte das Traumbewußtsein in alten Zeiten, ehe noch das philosophische Denken begonnen hatte. Aus diesem Bewußtsein hat die Menschheit ihre Mythen und Sagen geschöpft, die weit mehr waren als bloße phantastische Dichtungen, wie man uns heute gerne glauben machen möchte. Eine sehr konkrete und praktisch anwendbare Weisheit konnte aus ihnen abgelesen werden. Manches davon hat sich, wie bereits erwähnt, in den nordischen Gebieten, die noch lange Zeit unberührt geblieben

waren von der in den mediterranen Ländern längst verbreiteten Verstandestätigkeit, bis in die jüngste Vergangenheit erhalten. Die volkstümliche Heilkunde etwa hat aus solchen Bewußtseinszuständen lange Zeit fruchtbare Anregungen gefunden. Man mußte sich nur einfühlsam und intensiv mit dem Wesen eines kranken Menschen verbinden, dann kamen in der Nacht Träume, die sich in den folgenden Nächten wiederholten und dabei immer deutlicher wurden und schließlich ein immer klareres Bild eines geeigneten Heilmittels vor die Seele brachten. Man träumte vielleicht von bestimmten Kräutern, von der Art wie sie zubereitet werden mußten, oder von anderen Verrichtungen, die nötig waren, um die Krankheit zu lindern oder ganz zu heilen. Mit der selben Sicherheit geschah das einstmals, mit der die Amsel noch heute das heilende Bilsenkraut findet, wenn sie versehentlich eine giftige Tollkirsche verschluckt hat. Noch im antiken Griechenland hat man sich gerne des heilenden Tempelschlafes bedient und auch hier aus den Träumen geeignete Verfahren abgelesen, um die Heilung, die schon durch den Schlaf als solchen gefördert wurde, zu unterstützen. Dieses Bewußtsein ist uns für immer entschwunden, und es unterscheidet sich von dem, was uns etwa Lusseyran schildert, dadurch, daß damals nur ein sehr, sehr schwaches Selbstbewußtsein die Träume begleitete. Das Ichbewußtsein war damals selbst während des wachen Tageslebens nicht sehr ausgeprägt. Überhaupt unterschied sich das Tagesbewußtsein noch wenig vom nächtlichen Erleben. Es war mehr ein Tagträumen denn ein klares Wachen. Äußere Wahrnehmung und Traumbilder durchdrangen einander beständig. Nur wenn man das berücksichtigt, wird man die alten mythologischen Erzählungen richtig bewerten. Sie schildern eine Wirklichkeit, die weder bloß äußerlich sinnlich noch ausschließlich innerlich seelisch aufgefaßt werden dürfen. Selbst vieles in den Evangelien wird noch in dieser Art geschildert, und wenn manche Menschen heute mit den vermeintlichen „Wundern“ hadern, die allen Naturgesetzen zu spotten scheinen, dann deshalb, weil sie bloß äußerlich nehmen, was eigentlich inneres traumartiges seelisches Erleben ist. Alles, was die Evangelien schildern, ist *wirklich* geschehen, sie sind zutiefst wahrhafte Zeugnisse des größten Ereignisses der Menschheitsentwicklung - aber sie berichten nicht nur von äußeren Geschehnissen, sondern vor allem auch von inneren geistigen Erfahrungen, welche die Evangelisten noch mit einem letzten Rest eines uralten Menschheitsbewußtseins erfassen konnten. Die Evangelien sind vielleicht die letzten großen verlässlichen Urkunden dieser Art. Mit der heraufkommenden Verstandes- und Gemütsseele ging dieses Bewußtsein für immer verloren. Die nüchternen Verstandesbegriffe, die abstrakten Ideen, sind nicht mehr - aber auch nicht weniger - als der letzte kümmerliche Schatten dieses alten Bewußtseins. So jedenfalls Platon hat es aufgefaßt, wenn er von den Ideen sprach wie in seinem berühmten *Höhlengleichnis*:

„Stelle dir nämlich Menschen vor in einer höhlenartigen Wohnung unter der Erde, die einen nach dem Lichte zu geöffneten und längs der ganzen Höhle hingehenden Eingang habe, Menschen, die von Jugend auf an Schenkeln und Hälsen in Fesseln eingeschmiedet sind, so daß sie dort unbeweglich sitzenbleiben und nur vorwärts schauen, aber links und rechts die Köpfe wegen der Fesselung nicht umzudrehen vermögen; das Licht für sie schein von oben und von der Ferne von einem Feuer hinter ihnen; zwischen dem Feuer und den Gefesselten sei oben ein Querweg; längs diesem denke dir eine kleine Mauer erbaut, wie sie die Gaukler vor dem Publikum haben, über die sie ihre Wunder zeigen.

Ich stelle mir das vor, sagte er.

So stelle dir nun weiter vor, längs dieser Mauer trügen Leute allerhand über diese hinausragende Gerätschaften, auch Menschenstatuen und Bilder von anderen lebenden Wesen aus Holz, Stein und allerlei sonstigem Stoffe, während, wie natürlich, einige der Vorübertragenden ihre Stimme hören lassen, andere schweigen.

Ein wunderliches Gleichnis, sagte er, und wunderliche Gefangene!

Leibhaftige Ebenbilder von uns! sprach ich. Haben wohl solche Gefangene von ihren eigenen Personen und von einander etwas anderes zu sehen bekommen als die Schatten, die von dem Feuer auf die ihrem Gesichte gegenüberstehende Wand fallen?

Unmöglich, sagte er, wenn sie gezwungen wären, ihr ganzes Leben lang unbeweglich die Köpfe zu halten.

Ferner, ist es nicht mit den vorübergetragenen Gegenständen ebenso?

Allerdings.

Wenn sie nun mit einander reden könnten, würden sie nicht an der Gewohnheit festhalten, den vorüberwandernden Schattenbildern, die sie sahen, dieselben Benennungen zu geben?

Notwendig.

Weiter: Wenn der Kerker auch einen Widerhall von der gegenüberstehenden Wand darböte, sooft jemand der Vorübergehenden sich hören ließe, - glaubst du wohl, sie würden den Laut etwas anderem zuschreiben als den vorüberschwebenden Schatten?

Nein, bei Zeus, sagte er, ich glaube es nicht.

Überhaupt also, fuhr ich fort, würden solche nichts für wahr gelten lassen als die Schatten jener Gebilde?

Ja, ganz notwendig, sagte er.<sup>49</sup>

Ideen sind nach platonischer Ansicht die dunklen und unwirklichen Schattenbilder der ursprünglich wirklichkeitsgesättigten Wahrträume. Das Wort „Idee“ leitet sich von griech. „*idein*“ ab, das zugleich „*sehen, erkennen; wissen*“<sup>50</sup> bedeutet, aber eben nicht ein bloßes äußeres sinnliches Sehen, sondern zugleich ein inneres traumhaftes Sehen. Wo immer wir die Idee, das Urbild, den Allgemeinbegriff unmittelbar und ohne Rückgriff auf spekulative Erwägungen im exemplarischen sinnlichen Abbild zu *schauen* vermögen, vollziehen wir eine elementare *Ideenschau* im Sinne Platons. Die ganze Beweisführung in der Geometrie beruhte, wie wir oben gezeigt haben, darauf, und für Platon war die Geometrie geradezu die beste und notwendige Voraussetzung für das philosophische Denken. Niemand sollte in seine Akademie eintreten, der sich nicht zuerst gründlich in der Geometrie geschult hatte - so war es jedenfalls deutlich über dem Eingang seiner Lehrstätte zu lesen.

Nach Platons Ansicht ist es der Körper und die durch ihn vermittelte Sinneswahrnehmung, die das helle Licht der Ideenwelt zu bloßen Schatten verdunkelt. Das sinnliche Licht löscht das innere Licht der Wahrträume aus. Rein und ungetrübt kann die menschliche Seele die Ideenwelt nur erleben, solange sie nicht an den Körper gefesselt ist. So kann die Seele nur in ihrem rein geistigen Dasein vor der Geburt erleben - Platon war noch, wie der ganze alte Orient vor ihm, von der geistigen *Präexistenz* der Seele überzeugt. Der Leib ist das Grab der Seele - das war eine weit verbreitete Anschauung im antiken Griechenland. Zugleich aber ist der Leib das *principium individuationis*, das Gefäß, daß den Menschen zum Individuum macht - auch das sollte bald eine grundlegende Ansicht der Antike werden. Die einzigartige Form dieses Leibesgefäßes, die den Menschen zum „Aufgerichteten“, zum „*Anthropos*“ macht, ist zugleich Ursache und Ausdruck der menschlichen Individualität, und die bildenden Künstler der Antike wurden nicht müde, diese edle menschliche Gestalt in ihren wundervollen Skulpturen zu verehren. Keine Gestalt konnte ihnen würdiger, göttlicher erscheinen, und so darf es nicht verwundern, daß die Griechen auch ihre Götter in menschlicher Gestalt vorstellten, was durchaus in Einklang mit der biblischen Überlieferung steht, heißt es doch dort:

„Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“<sup>51</sup>

Wiedererinnerung:

„Da nun die Seele unsterblich und öfters geboren worden ist und die Dinge hienieden und im Hades und überhaupt alle geschaut hat, so gibt es auch nichts, wovon sie nicht eine Kenntnis erlangt hätte, so daß es gar kein Wunder ist, wenn sie auch hinsichtlich der Tugend und anderer Gegenstände an das sich zu erinnern imstande ist, was sie früher davon gewußt hat. Denn da die ganze Natur in verwandtschaftlichem Zusammenhang steht und die Seele von allem Kenntnis bekommen hat, so steht nichts im Wege, daß einer, der sich nur erst an eines erinnert hat, was die Leute dann Lernen heißen, alles übrige selbst

auffinde, wenn er sich dabei nur mannhaft hält und des Untersuchens nicht müde wird; denn das Untersuchen und Lernen ist durchaus nichts als Wiedererinnerung.“<sup>52</sup>

### **Aristoteles - Stoff und Form**

Aristoteles: **Stoff** (individuell= körperliches Einzelwesen) und **Form** (universell = Typus; *Wesen*). Entelechie = die verkörperte Idee. Form darf dabei nicht einseitig als räumliche Form aufgefaßt werden; es sind z.B. auch reine Zeitformen möglich, z.B. eine Melodie. Schon die Form einer Flüssigkeit kann nur dynamisch aufgefaßt werden, erst recht Luftformen (vgl. Wolkengebilde). Die Form eines Lebewesens läßt sich nicht aus den Genen ableiten. Formähnlichkeit beruht nicht immer auf Vererbung (Adoptivkinder). Eine Radiosendung läßt sich nicht aus den Bauplänen des Radioapparats ableiten! Alle Wirklichkeit setzt sich aus Stoff (= Substanz im weitesten Sinne, so daß auch die geistige Substanz umfaßt ist; Licht beispielsweise ist eine nichtmaterielle übersinnliche Substanz = Lichtäther) und Form (in höchster Verdünnung im abstrakten Denken als bloß *formal* aufgefaßt) zusammen. Der Stoff wird wahrgenommen, die Form denkend erfaßt. Im Ich speziell und im rein Geistigen ganz allgemein fallen Stoff und Form zusammen, sind identisch.

### **Die Scholastik und der Universalienstreit**

Das Dogma von 869: Der Mensch wird auf Leib und Seele reduziert, dem Geistigen gegenüber ist er auf Offenbarung angewiesen; die Trennung von Glauben und Wissen beginnt.

Scholastik:    Universalia ante rem (Platons Ideen)  
                  Universalia in re (Aristoteles Entelechie)  
                  Universalia post rem (die subjektive Vorstellung; Kant, Schopenhauer...)

### **Das Ich als Zentrum des Philosophierens**

Descartes: Leib-Seele-Problem; res extensa und res cogitans; Ich-Philosophie  
Schelling: die Natur erkennen, heißt die Natur schaffen

### **Computerphilosophie: Wittgenstein**

Wittgenstein: Tractatus und Sprachspiele

Im Zuge der abendländischen Entwicklung fallen Denken, Fühlen und Wollen immer mehr auseinander. Zuletzt, durch die vom Sinnlichen abgewendete mittelalterliche Theologie, fallen auch noch Sinneswahrnehmung und Denken auseinander. Das Denken wird abstrakt. Das Ichbewußtsein wird aber dadurch, daß sich der Mensch nun immer deutlicher der Sinneswelt gegenübergestellt sieht und sie als etwas bloß äußerliches nimmt, immer stärker. Zugleich verstärkt sich aber immer mehr das Empfinden, daß wir es bei all unseren bewußten Erlebnissen nicht mehr mit vollgesättigten Wirklichkeiten zu tun haben, sondern mit bloßen schattenhaften Bildern. Die volle Wirklichkeit wird eben nur dort erlebt, wo Wahrnehmung, Denken, Fühlen und Wollen zusammenwirken.

## Goethes Weltanschauung

### **Anschauende Urteilskraft als Grundlage der Naturforschung**

Pflege der reinen Wahrnehmung. Anschauende Urteilskraft. Die sinnlich-sittliche Wirkung der Farben. Die Wahrnehmung moralisch empfinden lernen. Urpflanze = Idee.

„Ich erwiderte darauf: daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus ›Anmut und Würde‹ fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: **das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe.**“<sup>53</sup>

Bewußterer Umgang mit den höheren Sinnen. Die Sprachwahrnehmung steigern bis zur Wahrnehmung der Sprache der Natur.

„Kenne ich mein Verhältnis zu mir selbst und zur  
Außenwelt, so heiß ich's Wahrheit. Und so kann  
Jeder seine eigene Wahrheit haben, und es ist  
Doch immer dieselbige.“<sup>54</sup>

Schiller charakterisierte Goethes Naturanschauung sehr genau in einem Brief vom 23. August 1794:

„Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schweresten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen, in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen ist mehr wert als jeden andern zu endigen - und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären.“<sup>55</sup>



## Philosophie der Freiheit

### Seelische Beobachtungsergebnisse nach naturwissenschaftlicher Methode

„Zwei Wurzelfragen des menschlichen Seelenlebens sind es, nach denen hingebunden ist alles, was durch dieses Buch besprochen werden soll. Die eine ist, ob es eine Möglichkeit gibt, die menschliche Wesenheit so anzuschauen, daß diese Anschauung sich als Stütze erweist für alles andere, was durch Erleben oder Wissenschaft an den Menschen herankommt, wovon er aber die Empfindung hat, es könne sich nicht selber stützen. Es könne von Zweifel und kritischem Urteil in den Bereich des Ungewissen getrieben werden. Die andere Frage ist die: Darf sich der Mensch als wollendes Wesen die Freiheit zuschreiben, oder ist diese Freiheit eine bloße Illusion, die in ihm entsteht, weil er die Fäden der Notwendigkeit nicht durchschaut, an denen sein Wollen ebenso hängt wie ein Naturgeschehen?“<sup>56</sup>

„Darf die Frage nach der Freiheit unseres Willens überhaupt einseitig für sich gestellt werden? Und wenn nicht: mit welcher andern muß sie notwendig verknüpft werden?

Ist ein Unterschied zwischen einem bewußten Beweggrund meines Handelns und einem unbewußten Antrieb, dann wird der erstere auch eine Handlung nach sich ziehen, die anders beurteilt werden muß als eine solche aus blindem -- Drange. Die Frage nach diesem Unterschied wird also die erste sein. Und was sie ergibt, davon wird es erst abhängen, wie wir uns zu der eigentlichen Freiheitsfrage zu stellen haben. Was heißt es, ein Wissen von den Gründen seines Handelns haben? Man hat diese Frage zu wenig berücksichtigt, weil man leider immer in zwei Teile zerrissen hat, was ein untrennbares Ganzes ist: den Handelnden und den Erkennenden unterschied man, und leer ausgegangen ist dabei nur der, auf den es vor allen andern Dingen ankommt: der aus Erkenntnis Handelnde.“<sup>57</sup>

Das reine Denken. Denken und Wahrnehmung. Diese Trennung ist nötig für das Ichbewußtsein. Indem sie das Ich bewußt wiedervereinigt, dringt es zur Wirklichkeit vor.

„Wer dem Denken seine über die Sinnesauffassung hinausgehende Wahrnehmungsfähigkeit zuerkennt, der muß ihm notgedrungen auch Objekte zuerkennen, die über die bloße sinnenfällige Wirklichkeit hinaus liegen. Die Objekte des Denkens sind aber die Ideen. Indem sich das Denken der Idee bemächtigt, verschmilzt es mit dem Urgrunde des Weltendaseins; das, was außen wirkt, tritt in den Geist des Menschen ein: er wird mit der objektiven Wirklichkeit auf ihrer höchsten Potenz eins. **Das Gewahrwerden der Idee in der Wirklichkeit ist die wahre Kommunion des Menschen.** Das Denken hat den Ideen gegenüber dieselbe Bedeutung wie das Auge dem Lichte, das Ohr dem Ton gegenüber. Es ist Organ der Auffassung.“<sup>58</sup>

### Die Beobachtung des Denkens und die Idee der Freiheit

„Im Betrachten des Denkens selbst fallen in eines zusammen, was sonst immer getrennt auftreten muß: Begriff und Wahrnehmung. Wer dies nicht durchschaut, der wird in an Wahrnehmungen erarbeiteten Begriffen nur schattenhafte Nachbildungen dieser Wahrnehmungen sehen können, und die Wahrnehmungen werden ihm die wahre Wirklichkeit vergegenwärtigen. Er wird auch eine metaphysische Welt nach dem Muster der wahrgenommenen Welt sich aufbauen; er wird diese Welt Atomenwelt, Willenswelt, unbewußte Geistwelt und so weiter nennen, je nach seiner Vorstellungsart. Und es wird ihm entgehen, daß er sich mit alledem nur eine metaphysische Welt hypothetisch nach dem Muster seiner Wahrnehmungswelt aufbaut hat. Wer aber durchschaut, was bezüglich des Denkens vorliegt, der wird erkennen, daß in der Wahrnehmung nur ein Teil der Wirklichkeit vorliegt und daß der andere zu ihr gehörige Teil, der sie erst als volle Wirklichkeit erscheinen läßt, in der denkenden Durchsetzung der Wahrnehmung erlebt wird. Er wird in demjenigen, das als Denken im Bewußtsein auftritt, nicht ein schattenhaftes Nachbild einer Wirklichkeit sehen, sondern eine auf sich ruhende geistige Wesenhaftigkeit. Und von dieser kann er sagen, daß sie ihm durch Intuition im Bewußtsein gegenwärtig wird. **Intuition ist das im rein Geistigen verlaufende bewußte Erleben eines rein geistigen Inhaltes.** Nur durch eine Intuition kann die Wesenheit des Denkens erfaßt werden.“<sup>59</sup>

Die allmähliche Trennung von Denken, Fühlen und Wollen im Laufe der Menschheitsentwicklung. Bewußte Wiedervereinigung durch das menschliche Ich. Gedanken ästhetisch und moralisch erleben lernen. Begeisterung, moralische Intuition.



## Anthroposophie

Wir fühlen uns um so wacher der Wirklichkeit gegenübergestellt, je mehr wir unseren eigenen Willen entfalten und dadurch mit unserer Umwelt zusammenstoßen. Den Traumbildern, die einen letzten Rest des atavistischen Hellsehens darstellen, sind wir mehr oder weniger willenlos hingegeben. Bei „luciden Träumen“ wird unser Wille bereits aktiver eingeschaltet, und im Wachen setzen wir uns dann schon sehr deutlich mit unserer Umwelt willentlich in Beziehung. **Je mehr unser Wille das Schauen begleitet, desto mehr fühlen wir uns auch einer realen Wirklichkeit gegenübergestellt.** Das steigert sich noch mehr, wenn wir zur Imagination voranschreiten. Sowohl unser Willensengagement als auch unser Wirklichkeitsempfinden werden bedeutsam gesteigert gegenüber dem gewöhnlichen Wachbewußtsein. Zugleich werden wir uns immer bewußter: **wir machen die Bilder** – und dennoch sind sie nicht willkürlich sondern gemäßßer Ausdruck einer höheren Wirklichkeit:

„Die Aufgabe der Erkenntnis ist nicht: etwas schon anderwärts Vorhandenes in begrifflicher Form zu wiederholen, sondern die: ein ganz neues Gebiet zu *schaffen*, das mit der sinnfällig gegebenen Welt zusammen erst die volle Wirklichkeit ergibt. Damit ist die höchste Tätigkeit des Menschen, sein geistiges Schaffen, organisch dem allgemeinen Weltgeschehen eingegliedert.“<sup>60</sup>

Das «Ich» wurzelt in den Weltgesetzmäßigkeiten:

„Setzt man nämlich von vornherein voraus, daß das «Ich» mit dem Inhalte der in Ideen und Begriffe gebrachten Weltgesetze außerhalb des Transzendenten stehe, dann wird es eben selbstverständlich, daß dies «Ich» sich nicht überspringen könne, das heißt, stets außerhalb des Transzendenten bleiben müsse. Nun ist aber diese Voraussetzung gegenüber einer vorurteilsfreien Beobachtung der Bewußtseinstatsachen doch nicht festzuhalten. Es soll der Einfachheit halber zunächst hier auf den Inhalt der Weltgesetzlichkeit verwiesen werden, insofern dieser in mathematischen Begriffen und Formeln ausdrückbar ist. Der innere gesetzmäßige Zusammenhang der mathematischen Formeln wird innerhalb des Bewußtseins gewonnen und dann auf die empirischen Tatbestände angewendet. Nun ist kein auffindbarer Unterschied zwischen dem, was im Bewußtsein als mathematischer Begriff lebt, wenn dieses Bewußtsein *seinen* Inhalt auf einen empirischen Tatbestand bezieht; oder wenn es diesen mathematischen Begriff in rein mathematischem abgezogenen Denken sich vergegenwärtigt. Das heißt aber doch nichts anderes als: das Ich steht mit seiner mathematischen Vorstellung nicht außerhalb der transzendent mathematischen Gesetzmäßigkeit der Dinge, sondern innerhalb. Und man wird deshalb zu einer besseren Vorstellung über das «Ich» erkenntnistheoretisch gelangen, wenn man es nicht innerhalb der Leibesorganisation befindlich vorstellt, und die Eindrücke ihm «von außen» geben läßt; sondern wenn man das «Ich» in die Gesetzmäßigkeit der Dinge selbst verlegt, und in der Leibesorganisation nur etwas wie einen Spiegel sieht, welcher das außer dem Leibe liegende Weben des Ich im Transzendenten dem Ich durch die organische Leibestätigkeit zurückspiegelt. Hat man sich einmal für das mathematische Denken mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß das «Ich» nicht im Leibe ist, sondern außerhalb desselben und die organische Leibestätigkeit nur den lebendigen Spiegel vorstellt, aus dem das im Transzendenten liegende Leben des «Ich» gespiegelt wird, so kann man diesen Gedanken auch erkenntnistheoretisch begrifflich finden für alles, was im Bewußtseinshorizonte auftritt. - Und man könnte dann nicht mehr sagen, das «Ich» müsse sich selbst überspringen, wenn es in das Transzendente gelangen wollte; sondern man müßte einsehen, daß sich der gewöhnliche empirische Bewußtseinsinhalt zu dem vom menschlichen Wesenskern wahrhaft innerlich durchlebten, wie das Spiegelbild sich zu dem Wesen dessen verhält, der sich in dem Spiegel beschaut.“<sup>61</sup>

Der Dichter Christian Morgenstern, der in seinen späteren Lebensjahren den Weg zur Anthroposophie gefunden hat, sprach sich über Rudolf Steiners Erkenntnismethode einmal so aus:

INMITTEN dessen, was als unser Denken  
zumeist ohn' unser Zutun uns durchflüchtet,

beschloß er, sich gesammelt zu versenken  
in einen unvermittelt frei gewählten  
Gedanken, daß sich ihm, so streng gezüchtet,  
des Geistes reine Schaffenskräfte stählten.<sup>62</sup>

Konzentrations- und Meditationsübungen, um die Seelenkräfte zu verstärken. Versenkung in symbolische Vorstellungen. Helldenken, Imagination, Inspiration (Lesen der okkulten Schrift, Hören des Weltenwortes, des Logos), Intuition.

„Wenn man die vorbewusste Stufe der Begriffe analysiert, findet man immer Vorstellungen, die aus «symbolischen» Bildern mit im allgemeinen starkem emotionalen Gehalt bestehen. Die Vorstufe des Denkens ist ein malendes Schauen dieser inneren Bilder, deren Ursprung nicht allgemein und nicht in erster Linie auf Sinneswahrnehmungen ... zurückgeführt werden kann ....

Die archaische Einstellung ist aber auch die notwendige Voraussetzung und die Quelle der wissenschaftlichen Einstellung. Zu einer vollständigen Erkenntnis gehört auch diejenige der Bilder, aus denen die rationalen Begriffe gewachsen sind. ... Das Ordnende und Regulierende muss jenseits der Unterscheidung von «physisch» und «psychisch» gestellt werden - so wie Platos's «Ideen» etwas von Begriffen und auch etwas von «Naturkräften» haben (sie erzeugen von sich aus Wirkungen). Ich bin sehr dafür, dieses «Ordnende und Regulierende» «Archetypen» zu nennen; es wäre aber dann unzulässig, diese als psychische Inhalte zu definieren. *Vielmehr sind die erwähnten inneren Bilder («Dominanten des kollektiven Unbewussten» nach Jung) die psychische Manifestation der Archetypen, die aber auch alles Naturgesetzliche im Verhalten der Körperwelt hervorbringen, erzeugen, bedingen müssten.* Die Naturgesetze der Körperwelt wären dann die physikalische Manifestation der Archetypen. ... Es sollte dann jedes Naturgesetz eine Entsprechung innen haben und umgekehrt, wenn man auch heute das nicht immer unmittelbar sehen kann.“<sup>63</sup>

## Literatur

- 
- <sup>1</sup> Johann Wolfgang von Goethe, FAUST; Der Tragödie erster Teil, Nacht, Verse 570-574
- <sup>2</sup> Richard Dawkins, Science, Delusion and the Appetite for Wonder , [http://www.edge.org/3rd\\_culture/dawkins/lecture\\_p1.html](http://www.edge.org/3rd_culture/dawkins/lecture_p1.html) (Stand vom 29.10.2000) Weithin bekannt wurde Dawkins vorallem durch seine Bücher „Der blinde Uhrmacher“ und „Das egoistische Gen“, in denen er für eine streng materialistische Entwicklungslehre eintritt.
- <sup>3</sup> Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, S. 38. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 63086 (vgl. Schopenhauer-ZA Bd. 1, S. 29)
- <sup>4</sup> zit. nach Herbert Pietschmann, Phänomenologie der Naturwissenschaft, Springer-Verlag, Berlin Heidelberg 1996, S 105
- <sup>5</sup> Fichte: Die Bestimmung des Menschen, S. 122. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 33767 (vgl. Fichte-W Bd. 2, S. 245)
- <sup>6</sup> Markus Stumpe, Kunst und Kultur der Aborigines in Australien, <http://home.t-online.de/home/Markus.Stumpe/aborigin.htm> , (Stand von August 1997)
- <sup>7</sup> C.G. Jung, Bewußtes und Unbewußtes, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1986, S 11 ff
- <sup>8</sup> <http://www.selket.de/schoepfung.htm#Heliopolis> (Stand vom 15.12.2000)
- <sup>9</sup> 1 Mos 1,1 siehe <http://bibel.evangelium.de/buecher/01.1-mose.html#1,1> (Stand vom 15.2.2000)
- <sup>10</sup> Rigveda 10, 129 siehe <http://home.t-online.de/home/hanumans/rgveda.htm#129>
- <sup>11</sup> Lao-tse, Tao-te-king, I. Strophe, Übersetz von Walter Jerven, Otto Wilhelm Barth Verlag, 6. Auflage, München Wien 1984
- <sup>12</sup> zit. nach Ralf Moritz, Die Philosophie im alten China, Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1990, 73
- <sup>13</sup> 1 Sam 15,2 siehe <http://bibel.evangelium.de/buecher/09.1-samuel.html#15,2>
- <sup>14</sup> Majjhima Nikaya, Mittlere Sammlung, M. 135. (XIV,5) Cúlakammavibhanga Sutta, <http://www.palikanon.com/majjhima/m135n.htm>
- <sup>15</sup> ebenda
- <sup>16</sup> zit. nach Eberhard Orthband, Geschichte der großen Philosophen, Verlag Werner Dausien, Hanau, S 101
- <sup>17</sup> ebenda S 93
- <sup>18</sup> Euripides, Orestie, Vers 396
- <sup>19</sup> 1 Mos 3,4 siehe <http://bibel.evangelium.de/buecher/01.1-mose.html#3,4>
- <sup>20</sup> Hartmut Böhme, Gaia: Bilder der Erde von Hesiod bis James Lovelock, [http://www.culture.hu-berlin.de/HB/texte/gaia\\_deu.html](http://www.culture.hu-berlin.de/HB/texte/gaia_deu.html) (Stand vom 7.12.2000)
- <sup>21</sup> Werke: Erläuterung zu dem aphoristischen Aufsatz »Die Natur«, S. 2. Digitale Bibliothek Band 4: Goethe, S. 8621 ff (vgl. Goethe-HA Bd. 13, S. 45 ff)
- <sup>22</sup> Wilhelm Capelle (Hrsg.), Die Vorsokratiker, Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1968, S 95
- <sup>23</sup> 1 Mos 2,7 siehe <http://bibel.evangelium.de/buecher/01.1-mose.html#2,7>
- <sup>24</sup> Alexander von Humboldt, Über das Universum, 12. Vorlesung, siehe <http://www.gutenberg.aol.de/anonymus/universm/univ121.htm> (Stand vom 9.12.2000)
- <sup>25</sup> siehe <http://www.perseus.tufts.edu/GreekScience/Students/Ellen/EarlyGkAstronomy.html#RTFToC14> (Stand vom 7.12.2000)
- <sup>26</sup> Frag. 53 zit. nach Capelle S 135
- <sup>27</sup> ebenda S 140
- <sup>28</sup> siehe z.B. <http://www.philosophenlexikon.de/heraklit.htm> (Stand vom 2.12.2000)
- <sup>29</sup> ebenda S 148
- <sup>30</sup> Frag. 119, ebenda S 156; siehe dazu auch Eugen-Maria Schulak, <http://www.philosophische-praxis.at/daemon.html> (Stand vom 2.12.2000)
- <sup>31</sup> Heraklit aus Ephesus: Fragmente., S. 16. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 145 (vgl. Diels-Vorsokr. Bd. 1, S. 100)
- <sup>32</sup> Capelle, S 156
- <sup>33</sup> ebenda S 140
- <sup>34</sup> ebenda S 141
- <sup>35</sup> ebenda S 141
- <sup>36</sup> Joh 1,1 siehe <http://bibel.cid.net/buecher/43.johannes.html>
- <sup>37</sup> aus Frag. 12 des Anaxagoras, Capelle S 272
- <sup>38</sup> Frag. 115, Capelle S 148
- <sup>39</sup> Joh 10,34 siehe <http://bibel.cid.net/buecher/43.johannes.html#10,34>
- <sup>40</sup> Capelle S 274
- <sup>41</sup> ebenda S 263
- <sup>42</sup> ebenda S 303
- <sup>43</sup> ebenda S 304
- <sup>44</sup> Aristoteles, Vom Himmel - Von der Seele - Von der Dichtkunst, Deutscher Taschenbuch Verlag, 2. Aufl., München 1987, S 265
- <sup>45</sup> Sev Shilo, Vom Licht zur Sicht, Verlag Harri Deutsch, Thun - Frankfurt am Main 1996, S 93 ff
- <sup>46</sup> Jacques Lusseyran, Das Leben beginnt heute, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1990, S 110
- <sup>47</sup> ebenda S 111
- <sup>48</sup> ebenda S 113
- <sup>49</sup> Platon: Der Staat, S. 405 ff. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 1600 (vgl. Platon-SW Bd. 2, S. 249 ff.)
- <sup>50</sup> Günther Drosdowski, Rudolf Köster, Wolfgang Müller, Werner Scholze-Stubenrecht (Hrsg.), Etymologie, Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, Duden Band 7, Bibliographisches Institut Mannheim/Wien/Zürich 1963, S 281
- <sup>51</sup> 1 Mos 1,27 siehe <http://bibel.evangelium.de/buecher/01.1-mose.html#1,27>
- <sup>52</sup> Platon: Menon, S. 29. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 757 (vgl. Platon-SW Bd. 1, S. 429)
- <sup>53</sup> Goethe, Materialien zu Leben und Werk: Leben und Werk, S. 110 ff. Digitale Bibliothek Band 4: Goethe, S. 114 (vgl. rororo-Goethe, S. 89 ff.)
- <sup>54</sup> Goethe, Werke: Maximen und Reflexionen, S. 44. Digitale Bibliothek Band 4: Goethe, S. 7810 (vgl. Goethe-BA Bd. 18, S. 504)
- <sup>55</sup> Emil Steiger (Hrsg.), Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Insel Taschenbuch 250, Frankfurt am Main 1977, S 33 f
- <sup>56</sup> Rudolf Steiner, Die Philosophie der Freiheit, Rudolf Steiner Nachlaßverwaltung, Rudolf Steiner Taschenbücher aus dem Gesamtwerk TB 627, Dornach 1984, S 7; siehe dazu auch <http://www.anthroposophy.com/Steinerwerke/GA4-Inhalt.html>
- <sup>57</sup> TB 627, S 17

---

<sup>58</sup> Rudolf Steiner, Einleitungen zu Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften, Rudolf Steiner Nachlaßverwaltung, TB 649, Dornach 1987, S 125 f; siehe auch <http://www.anthroposophy.com/Steinerwerke/Steiner-GA1-08-H.html>

<sup>59</sup> TB 627, S 115 f

<sup>60</sup> Rudolf Steiner, Wahrheit und Wissenschaft, Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1980 (GA 3), zit. nach TB 628, S 11

<sup>61</sup> Rudolf Steiner, Philosophie und Anthroposophie 1904-1923, Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1984 (GA 35), S 139 f

<sup>62</sup> Christian Morgenstern, Sprüche *An Rudolf Steiner*, in: Gesammelte Werke in einem Band, R. Piper & Co. Verlag, 17. Aufl., München 1989, 529

<sup>63</sup> H. Atmanspacher, H. Primas, E. Wertenschlag-Birkhäuser (Hrsg.), Der Pauli-Jung-Dialog, Springer Verlag, Berlin Heidelberg 1995, S 219